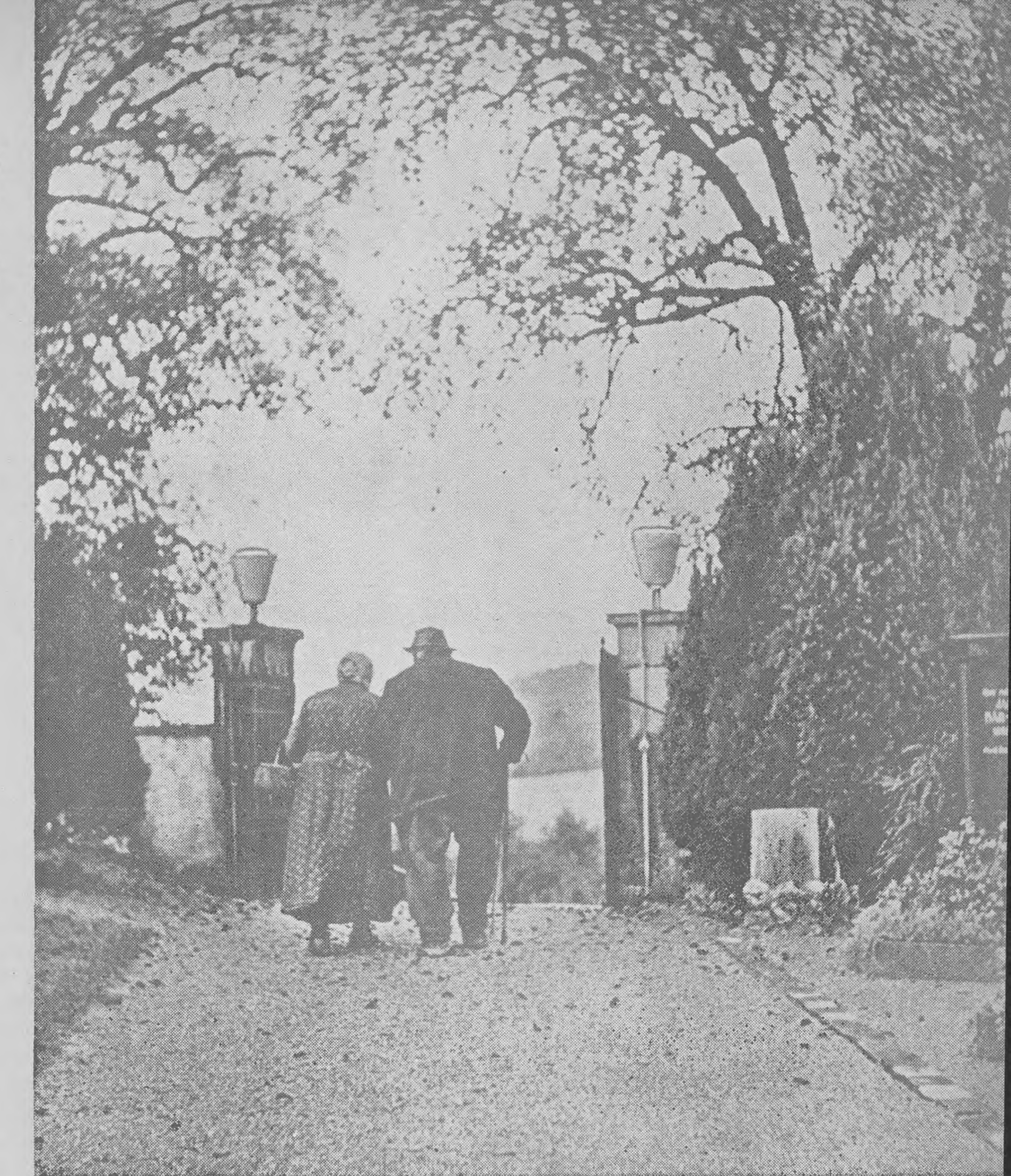
November 1948

December 1948



# DER MARIENBOTE



# Marianischer Missionsverein

Der November ist der Monat der Toten. Wir gedenken ihrer in unseren Gebeten. Wenn wir an sie denken, freuen wir uns der Worte, die die Kirche in ihrer TotenmessenPräfation singt: „Deinen Gläubigen, o Herr, wird das Leben ja nicht genommen, sondern nur neugestaltet. Und wenn die Herberge ihres Erdenwandels in Staub zerfällt, gewinnen sie eine ewige Heimstätte im Himmel."

Der Missionsverein gedenkt während des Monats November aller seiner verstorbenen Mitglieder. Heilige Messen werden in jeder Oblatenprovinz für sie gefeiert. Sie waren uns während ihres Lebens treu, wir bleiben mit ihnen bis zum Ende unserer Tage.

Bald kommt nun wieder die Adventszeit. Die Zeit, in der vom Lichte der Welt gesprochen wird, das da kam, um den Heiden zur Leuchte zu sein. Die Adventszeit ist eine wahre Missionszeit. Wir werden während der diesjährigen Adventszeit, vom 16. Dezember bis zum 24. Dezember, wieder für alle Mitglieder des Missionsvereins eine Meßnovene zu Ehren der Geburt des Herrn abhalten. An jedem dieser Tage wird eine heilige Messe in der Meinung des Vereines und in der ganz besonderen Meinung der einzelnen Mitglieder stattfinden. Wir laden alle Mitglieder ein, während dieser Tage mit uns zu beten, wenn möglich, auch dem hochheiligen Meßopfer beizuwohnen und die heilige Kommunion zu empfangen. Wem es nicht möglich sein sollte, während dieser Tage zur hl. Messe zu gehen, der wolle wenigstens jeden Tag die Muttergotteslitanei beten und ihr seine ganz besonderen Leiden und Sorgen beilegen.

Erzählen Sie bitte Ihren Nachbarsleuten von dieser Novene. Sage Sie ihnen, daß man nur dem Missionsverein beizutreten brauche, um an dieser Meßnovene teilnehmen zu können. Vergessen Sie bitte auch nicht zu erwähnen, daß außer diesen neun besonderen hl. Messen jeden Tag eine heilige Messe für alle Mitglieder des gelesen wird. Das Vereinsgeld beträgt $1.00 per Jahr, der für Missionszwecke und zur Erziehung junger Missionspriester gebraucht wird.

Der hochwürdige Pater Bökenföhr O.M.J., früherer Provinzialoberer in Regina und jetzt Generalassistent in Rom, schrieb dem Schriftleiter von seiner großen Dienstreise nach Indien und nach den Philippinischen Inseln. Hoffentlich werden wir einmal einen Artikel über diese Missionsreise veröffentlichen können. Wir alle möchten doch wissen, wie es in unseren Missionen aussieht.

Mit freundlichen Grüßen in Gott.

Pater H. Krawitz O.M.J.,

Cosine, Sask., Canada, Direktor.

# Der Marienbote



Monatsschrift für die katolische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press" Box 249, Battleford, Sask., Canada. Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

17. Jahrgang November u. Dezember 1948 North Battleford, Sask, No. 2 — 3


## Dies und Das

**Maria zu lieben!** Der große Rosenkranzkreuzzug Saskatchewans ist uns allen zum unvergeßlichen Erlebnis geworden. So viel Gottesfreude, so viel Marienverehrung, so viel öffentlich bekanntes Glauben und Hoffen und Lieben wie im vergangenen Oktober haben wir hier in unserem Lande wohl noch nie gesehen. Das sang und klang aus Kirchen und Kapellen, von den Straßen der Städte und den sonst so stillen Wegen der Prärie, durch die man in Prozessionen zog, aus dem Lautsprecher und aus den Zeitungen: Maria zu lieben sei allzeit unser Sinn! Und ganz tief im Herzen hallte es wie ein liebes Echo längst vergangener Tage, da wir noch jung waren und in Landen lebten, wo Maria und Maiandacht und Rosenkranz und der von den Kirchenglocken gesungene „Engel des Herrn" so zur Heimat gehörten, wie Vaterhof und Berg, Wald und Feld uns Heimat waren.

Man sagt gewöhnlich unter uns, wir Katholiken hielten nicht zusammen. Wenn es um Wahlen geht, um Schulfragen oder um die Verwaltung unserer Städte und Landdistrikte, dann sind wir wirklich sehr geteilter Meinung. Ja, des öfteren zeigen wir nicht einmal das notwendige Interesse. Auf den Versammlungen sieht man uns nicht, oder wenigstens nicht einig und festen Willens dastehen.

Der Rosenkranzkreuzzug, wie wir ihn während der letzten Wochen hier bei uns erleben durften, war aber doch überraschend. Er zeigte, daß wir Katholiken im Hauptsächlichsten, in der Gottesverehrung und in der Glaubenstreue, immer noch zusammenhalten. Wer kann die vielen tausende und hunderttausende Katholiken Saskatchewans zählen, die an den öffentlichen Kundgebungen des Kreuzzuges teilnahmen? Die feierlich das Versprechen abgaben, von nun ab tagtäglich den Rosenkranz zusammen mit der ganzen Familie zu beten? Wer kann die Gebete in Zahlen fassen, die bis jetzt schon aus unseren Häusern und Kirchen und Herzen zum Himmel sich wandten, in Gottesverehrung, in Dank, Reue und Bitte?

Nun möge Maria ihren Mantel über uns ausbreiten und uns alle unter ihren Schutz und Schirm nehmen. Jedes Gebet, das wir beten, ist ja doch Gottes Werk, nicht unser Werk. Nur mit Hilfe der Gnade des Herrn können wir beten, und diese Gnade des Betens, eines Betens, das gut macht und heilig und christlich, wollen wir uns von Maria erflehen. Das war ja der ganze Zweck des Rosenkranzkreuzzuges: Daß wir alle uns wieder zum

Familiengebet verpflichten, zum Gebet, das durch Maria die Gnade neuer, christlicher, sündenzerstörender Heiligkeit bringt.

Wir hätten ja auch geradeaus zu Christus beten können. Wir gehen aber doch durch Maria zu Jesus. Wozu hat uns sonst denn der Heiland seine heilige Mutter zur Mittlerin gegeben? Wozu ist sie denn die Immerwährende Hilfe, die Zuflucht der Sünder und das Heil der Kranken? Hilfe, sicheren Zufluchtsort und Heilung von der Sünde brauchen wir ja alle. Fast möchten wir sagen, daß wir so, wie wir heute sind, garnicht vor Christus zu treten wagen. Wie soll er unsere Gebete erhören — die aus solch sündedurchwühlten Herzen kommen? Welche Freude sollte der Dreieinige Gott an unserem Gotteslob finden, das von Lippen kommt, die nicht mehr ganz rein sind? Wir wissen ja: Wie es früher Zeitalter der Heiligen gab, so leben wir jetzt in einem Zeitalter der—Unheiligen und der Unheiligkeit. Die Kinder dieser Zeit sind wir, ganz gleich ob wir noch glauben, oder ob wir bereits ungläubig sind. Die Kultur, der wir huldigen und die wir leben, ist beseelt vom Geist der Sünde, und es erhebt sich aus ihren Tiefen wirklich nichts, das den Himmel so ununterbrochen verherrlicht, wie wir es dem Herrn schuldig sind. Im Gegenteil: Was da unsere Erde durchbraust und was von ihr zu den Wolken hinaufsteigt, ist die Wut des Satanischen und des Gottbeleidigenden. Und wir machen es mit!

Wir haben es bis jetzt mitgemacht. Während des Rosenkranzkreuzzuges wurden wir an die Botschaft der heiligen Jungfrau von Fatima erinnert. Einer der Hauptsätze dieser Botschaft heißt: Wenn ihr nicht umkehret und euch zurückwendet zum heiligenden Gebet, wenn ihr meinen Rat, den Rosenkranz zu beten, nicht befolgt, wird Gott das Kommen schwerer Tage über alle Welt zulassen.

Das Auffrischen dieser Botschaft von 1917 ist uns zu Herzen gegangen. Die Einsicht ist die Mutter aller Weisheit, sagt man. Sollten wir während des Rosenkranzkreuzzuges eingesehen haben, wie bitter notwendig uns allen die Umkehr ist, der Weg zurück zur alten christkatholischen Frömmigkeit, dann würde der Kreuzzug seinen Zweck erreicht haben.

Wir sind des festen Vertrauens, daß der Kreuzzug in unzählbaren Herzen bezweckt hat, was er bezwecken wollte. Wir sind der Ueberzeugung, daß er den echt katholischen Sinn unserer Väter und Vorväter in uns wieder zum wachsenden Leben gebracht hat. Und was jetzt lebt, soll durch uns nie wieder zum Sterben gebracht werden.

Maria ist in unsere Häuser eingezogen. Sie soll den Ehrenplatz darin behalten. Keinen Tag darf es mehr geben, an dem wir nicht ehrfürchtig niederknien, um sie mit dem Rosenkranz in der Hand zu begrüßen und um ihre Fürbitte bei Gott anzuflehen.

Er wird wieder ganz lebendig in uns werden, der schöne, katholische Glaube, wenn wir ihn durch treues Gebet lebendig halten. Und dieses Gebet soll freiwillig verrichtet werden. Wir haben alle unser Versprechen an Maria, täglich den Familienrosenkranz zu beten, unterschrieben. Wir wissen, daß uns dieses Versprechen nicht unter Sünde bindet. Wir wissen auch, daß es zum Beispiel dem Farmer in der Zeit der Ernte nicht immer möglich sein wird, am Rosenkranzgebet in der Familie teilzunehmen. Aber: Jedem Vater ist es möglich, das Familiengebet in seinem Hause am Leben zu halten. Während der Vater und die großen Buben draußen am Felde arbeiten, um die Früchte des Ackers zu schneiden, zu dreschen und einzufahren, kann die Familie zu Hause, die Mutter, die Töchter und die kleinen Kinder, ganz ruhig den Rosenkranz beten, den arbeitenden Vater in ihre Gebete einschließend.

Alles ist möglich, wenn man es nur will. Und wir wollen es! So haben wir es der heiligen Gottesmutter versprochen, so haben es die Alten gepflegt, und so wollen auch wir es von nun ab halten, in Land und in Stadt.

Wolle die Gnadenvolle uns helfen, unser Versprechen in Treue und zur Ehre Gottes zu halten. Zehn Minuten des vierundzwanzigstunden langen Tages sollen von nun ab dem Himmel gehören — auf daß die Erde wieder Gottes Eigentum werde und einstens der Himmel uns gehöre.

**Das neue Heim des Marienboten.** Jetzt werden wohl schon alle Leser wissen, daß der Marienbote mit der „Marian Preß" von Regina nach Battleford gezogen ist. Im Garten des St. Thomaskolleges, eine und eine halbe Meile südlich von South Battleford, hat der Marienbote jetzt sein neues Druckereigebäude. Das Gebäude ist fertig und unsere Maschinen arbeiten nun wieder regelmäßig.

Sie werden jetzt aber nicht mehr nur den Marienboten allein drucken. Vorigen Monat hat die Marian Preß mit der Herausgabe eines englischen katholischen Monatsblattes begonnen, das ebenfalls der heiligen Gottesmutter geweiht ist. Der Name der neuen Zeitschrift ist: „Our Family".

Das neue Blatt ist bald unterwegs. Fast jedes katholische Heim unserer Provinz wird es besuchen und jeder Katholik wird eingeladen werden, Leser des neuen Blattes zu werden. Nun wird niemand mehr sagen können: Das kann ich ja nicht lesen, das ist deutsch, und mir ist das Englische viel geläufiger als das Deutsche. Es wäre wirklich gut, wenn unsere guten Väter und Mütter ihren Söhnen und Töchtern raten würden, sich das neue Blatt zu abonnieren — und selbst zu bezahlen. Der deutsche Marienbote ist für Vater und Mutter. Die Kinder sollen sich aber auch jetzt schon an das Lesen katholischer Blätter gewöhnen. Sie sollen sich jetzt schon an den Gedanken gewöhnen, daß es kein katholiches Heim ohne Kreuz und katholische Zeitung geben dürfe — und daß man sich dieses Blatt auch selbst bezahlen muß!

Der Schriftleiter des Marienboten, der seine Leser gut zu kennen glaubt, baut voll und ganz auf deren katholischen Sinn. Unsere Leser werden schon zusehen, daß ihre Buben und Mädchen einen Teil ihres Taschengeldes, das sie ja so oft für unnütze Dinge ausgeben, der guten Sache der katholischen Presse opfern — und daß sie auch lesen, was sie für ihr Geld an katholischen Geist ins Haus bekommen.

Es wurde uns gesagt, daß das neue englische Monatsblatt womöglich den Marienboten zum Absterben bringen könnte. Viele Marienbotenleser könnten vom Marienboten zum Blatt „Our Family" umschwingen.

Das könnte schon möglich sein, wir glauben es aber doch nicht. Es gibt immer noch sehr viele Katholiken, die ein deutsches Blatt den englischen katholischen Blättern vorziehen. Vorsichtig müssen wir aber doch sein. Der Marienbote war uns mit seiner kleinen Leserzahl immer schwere Sorgen gewesen. Jetzt ist es Herbst. Zeige jetzt deine Marienbotentreue, lieber Leser. Werbe uns neue Leser, wir brauchen sie. Und hilf uns, den Marienboten noch recht lange am Leben zu erhalten. Er ist das letzte deutsche katholische Blatt Canadas.

Der Marienbote ist also jetzt in Battleford. Seine neue Adresse lautet: „Der Marienbote", The Marian Preß, Battleford, Sask.

Der Schriftleiter lebt jedoch nicht in Battleford. Er ist von Regina nach Cosine gezogen, wo er die St. Peters- und die St. Donatsgemeinde versieht. Im St. Peterspfarrhause zu Cosine, Sask., wird also jetzt der Marienbote geschrieben. Von dort aus wird der Schriftleiter von nun ab seine monatlichen Grüße an alle Leser senden.

Möge Gott walten, daß der Marienbote seinen Lesern Freund bis zum Grabe bleibt.

Der Schriftleiter.

## - Aus der Nachfolge Christi -

Selig, wen die Wahrheit selber belehrt, nicht durch Bilder und verhallende Worte. Sondern selig, wem sie sich offenbart, so wie sie ist. Gedanken und Sinne täuschen uns oft und reichen nicht weit. Was nützt vieles Grübeln über verborgene und dunkle Dinge, ob deren Unkenntnis uns das Gericht nicht zur Rechenschaft zieht? Ein großer Tor, wer Nützliches und Notwendiges vernachlässigt und sich vorwitzig um schädliche Dinge kümmert. Wir haben Augen und sehen nicht!

Was helfen uns Schulbegriffe von Gattung und Art? Der Mensch, zu dem das ewige Wort redet, wird von vielen zweifelhaften Meinungen befreit. Durch das eine Wort ist alles, und alles zeugt von diesem Worte, und dieses Wort, der Anfang und Urgrund aller Dinge, redet zu uns. Ohne dieses Wort vermag niemand etwas zu verstehen und richtig zu beurteilen. Wem dieses eine alles ist, und wer alles auf dieses eine bezieht und in diesem einen alles findet, der wird beständigen Sinnes sein und den Frieden Gottes im Herzen tragen. O Gott, du ewige Wahrheit, laß mich eins werden mit dir in ewiger Liebe! Das viele Lesen und Hören ekelt mich oft an. Alles, was ich suche und verlange, findet mein Herz in dir. Schweigen sollen alle Lehrer, verstummen alle Geschöpfe vor deinem Angesichte, rede du allein zu mir!

# „Das Opfer ist volbracht."

Ein ergreifendes Ereignis wollen wir heute berichten, das uns in der Liebe zum allerheiligsten Sakramente so recht bestärken wird.

In Mainz war seit 1860 das Kloster der Kapuzinerinnen von der Ewigen Anbetung. Tag und Nacht war das Allerheiligste feierlich am Altare ausgesetzt. Ohne Unterbrechung lagen die Schwestern anbetend auf ihren Knien, sie beteten für das Heil der Welt, sie leisteten Sühne für die Greuel der Welt. Viel Kreuz und Menschenleid wurden durch ihre Opfer geheiligt.

Es kam der Krieg, da stieg die Verunehrung der von Gott geheiligten Weltordnung aufs höchste. Und Gott verlangte von seinen Opfern das höchste Lebensopfer der Sühne.

Seit Kriegsbeginn hatten die Kapuzinerinnen von der Ewigen Anbetung sich Gott als Opfer für die Sünden der Welt, für den Frieden unter den Menschen und den Aufbau des Reiches Gottes angeboten. An den Festtagen des Kirchenjahres wiederholten sie diesen Darbietungsakt feierlich in ihrer Gemeinschaft, so wie es dem Beruf der Schwestern von der Ewigen Anbetung entspricht, sich als Opfer der Liebe und der Sühne vor dem Allerheiligsten zu verzehren. Und am 27. Februar 1945 nahm Gott das Opfer an.

**Mit dem Ziborium in der Hand**

Als um 16.30 Uhr der schwere Angriff auf Mainz begann, trug die Oberin, wie es ihr für solche Fälle besonders erlaubt worden war, das Allerheiligste in den Keller und Luftschutzraum des Klosters, wo ein Altar mit einem Tabernakel errichtet war. Da gleich zu Beginn des Angriffes das Kloster getroffen wurde und infolge des gewaltigen Luftdruckes nicht nur alle Türen aufflogen, sondern Mörtel und Verputzstücke von der bebenden Decke bedrohlich herunterfielen, nahm die Oberin des Klosters das Allerheiligste aus dem Tabernakel. Mit dem Ziborium in der einen und der Custodia mit der Monstranzhostie in der anderen Hand begab sie sich mit ihren Schwestern in den vorderen, noch unbeschädigten Keller.

**Die letzte Anbetungsstunde**

Dort angekommen, stand sie mit den beiden heiligen Gefäßen in den Händen aufrecht bis zum Ende des Angriffs unter ihren 43 Schwestern, die sie kniend und laut betend umringten, während der Boden des Kellers sich mächtig wellenförmig bewegte, die Mauern bebten und dumpfe Detonationen sich in das Rauschen der Bomben und Summen der Motoren mischten. In diesem wankenden Kelleraum, der vom Lärm des Krieges erfüllt wurde, um ihre das Allerheiligste haltende Oberin geschart, im Scheine einiger Kerzen, hielt der Konvent seine letzte Anbetungsstunde auf Erden.

**Was dann geschah, weiß Gott allein**

Die wenigen unter den Schwestern. die den Versuch wagten, durch den Garten hindurchzukommen, kehrten bis auf drei wieder zurück, da es unmöglich war, das brennende Kloster zu retten und aus dem Meer von Rauch, Qualm und Feuer kein Entkommen möglich schien. So eilten sie in den Keller, der noch am meisten Sicherheit bot, und wo die Oberin das Allerheiligste auf einen weißgedeckten Tisch gestellt hatte. Was dann geschah, weiß Gott allein.

**Ein ergreifendes Bild!**

Feuer und Rauch erfüllten unterdessen immer mehr das Kloster und die Gymnasiumstraße, so daß sich niemand mehr nähern konnte. Abends um 21 Uhr stürzten die glühenden Mauern in sich zusammen. Erst am nächsten Morgen gegen 9 Uhr war es möglich, den Klostergarten zu betreten. Pater Manuwald vom Priesterseminar, der Spiritual der Schwestern, und eine der drei Ueberlebenden des Konvents konnten nun über glühende Asche und qualmenden Balken mühsam in den Keller der Schwestern vordringen. Da bot sich ihnen ein ergreifendes Bild! Sie fanden die Oberin und ihre 40 Schwestern tot die meisten noch in kniender Stellung mit im Gebete ausgespannten Armen aneinandergelehnt und zusammengesunken. Eine Kerze brannte noch auf dem Leuchter.

**Das Opfer war vollbracht!**

Das Ziborium war wohlerhalten ebenso die Custodia. Die beiden heiligen Gefäße standen entleert da. Nach der Aussage des zuletzt zelebrierenden Priesters waren noch etwa 250 konsekrierte Hostien vorhanden. Die Oberin hatte also vor dem Tode ihren Mitschwestern die heilige Kommunion gereicht, bis das Ziborium leer war. Die letzte heilige Kommunion und zugleich Wegzehrung im Kloster der Ewigen Anbetung; Das Opfer war vollbracht.

## Kriegsbrot

**Hütet das heilige Brot!**
**Seht ihr die schleichende Not?**
**Sie hat unsere frevelnden Freuden,**
**Sie hat unser feiges Vergeuden**
**Mit knöchernen Fäusten bedroht,**
**Hütet das heilige Brot!**

**Achtet das goldene Korn!**
**Seht, zum Meer schwillt der Born**
**Rauschenden Bluts unserer Besten.**
**Wollt ihr träge euch mästen?**
**Füchtet die Schale voll Zorn:**
**Achtet das goldene Korn!**

# Der Raubkapitalismus



Pater Jos. Schneider, O.M.J.

Mit dem Namen hat man das kapitalistische Wirtschaftssystem der letzten 100 Jahre bezeichnet. Und genau das ist es in seinem tiefsten Wesen. In unsern Tagen und vor unsern Augen enthüllt es sich immer mehr als ein riesiges Ausbeutungs- und Blutsaugergeschäft.

Kaum ist der zweite Weltkrieg zu Ende und schon tanzen die Bank- und Industriediktatoren wieder wie wütig ums goldene Kalb herum. Unerbittlich und unersättlich sind sie am Werk, ihr Reich zu befestigen und zu erweitern und wie ein Polyp ihre Fang- und Saugarme auf alle Lebensgebiete auszudehnen. Im Kriege hatten sie bis zu 800 Prozent Profit gemacht; hatten ihre Hände und Arme gewaschen im Geld der Steuerzahler. Es war ihnen nicht genug; es hat ihren Appetit nur noch gereizt.

„Je mehr er hat, je mehr er will
Nie schweigen seine Klagen still."

Mit noch größeren Plänen haben sie sich wieder an die „Friedens"arbeit gemacht. Mit glühender Begierde die alten Kniffe (tricks) wieder aufgegriffen, die in den Handbüchern gewissensloser Mammonsknechte stehen und früher oder später sicher zum „Erfolge" führen.

1.

**Erster Kniff: Angebot und Nachfrage.**

Einer der Hauptgeschäftskniffe moderner Goldjäger ist der Aufstieg und Niedergang der Preise im Verhältnis zu Angebot und Nachfrage. Gibt es wenig Kartoffel, dann werden sie teurer; gibt es viele, dann sinken sie im Preis.

Das mag nun innerhalb gewisser Grenzen seine Berechtigung haben. Lieber große Mengen von Nahrungsmitteln billig abgeben als sie verfaulen lassen! Und dennoch sollte jener Grundsatz nicht so tyrannisch den Markt beherrschen. Denn es gibt zahllose Dinge, die nie verfaulen. Und deshalb besteht schon lang die Möglichkeit, große Mengen von Gütern aufzustapeln und die ganzee Menschheit im Ueberfluß damit zu versorgen. Warum diese Möglichkeit nicht benutzen zum Besten der leidenden Menschheit?!

Unsere Farmer wissen, wie verheerend die ewig schwankenden Preise sich auf dem Vieh- und Getreidemarkt auswirken können. Nach dem ersten Krieg stürzte der Weizen von $2.00 auf 17 Cents hinunter. Wäre es angesichts solcher Tatsachen nicht viel besser, überall vernünftige Durchschnittspreise festzusetzen? Sie würden den Erzeuger von riesigen Sorgen erlösen und nicht weniger der Verbraucher. Sie würden die Streikereien beenden; die ewigen Kämpfe der arbeitenden Massen ums tägliche Brot. Und schließlich spielen ja Kaffee und Eier und Schuhe im Menschenleben stets dieselbe Rolle; haben deshalb heute wie morgen für unser Wohlbefinden denselben Wert. Warum heute für Butter 20 Cents zahlen müssen und in 6 Monaten 2 mal so viel?

Abschaffung des Angebot- und Nachfrageprinzips würde mehr Ruhe, Frieden und Ausgeglichenheit ins Wirtschaftsleben bringen; mehr Sonnenschein ins Volk und in die Familie. Aber was kümmert das die Geldbarone! Sie halten an dem Grundsatz fest wie der Teufel an einer armen Seele! Er gibt ihnen halt eine wunderbare Handhabe zur Ausbeutung des Volkes und zur Geldfresserei im großen Stil. Sie halten die erzeugten Güter zurück in ihren „storage rooms" und sorgen dafür, daß nur immer wenige Autos und wenige Waschmaschinen und wenige Möbelstücke in den Läden zu haben sind. Dieser künstlich geschaffene Mangel hält die Preise hoch; verschafft ihnen viel Geld für kleine Gegenleistungen.

Durchleben wir nicht gerade jetzt wieder solch einen Zeitabschnitt? Kaum war der letzte Pulverdampf vom Weltkrieg Nr. 2 verweht und schon stürzten sich die Millionäre auf die „price ceilings". Die U.S.A. Association of Manufacturers, eine mächtige und einflußreiche Verbindung der Fabrikherren, sorgte für deren Abbau. Kenner ihre gewohnten Raubmethoden kriegten es mit der Angst zu tun; sie wußten nur zu gut, was auf dem Spiele stand. Aber die hohen Herren setzten ihren Willen durch im Parlament. Und wie schmackhaft sie es dem Volk zu machen verstanden! „Warum Furcht vor steigenden Preisen", sagten sie. „Massenproduktion, mächtiger Wettbewerb und riesige Kauflust unserer Frauen(!) im lieblichen Dreibund werden die Preise niedergehalten!" Das Parlament gab nach; wir wissen, mit welch bitteren Ergebnissen für das Volk. Die Inflation ist in vollem Gang. Wir müssen tief in die Taschen langen und Preise zahlen, daß uns schwindlig dabei wird. All unsere Kriegsersparnisse schwinden dahin; verdampfen wie ein Schneeball auf dem Heizofen; wie der Frost auf unsern Dächern in der aufsteigenden Morgensonne. Die Großstadtmenschen hungern; ihre Kinder laufen in Lumpen umher; besonders die kinder-

reich Familien leiden bitterste Not. Und die Beherrscher der Volkswirtschaft schaufeln Geld . . . Wie lange noch? Ein jeder sieht, daß es früher oder später zu einem Zusammenbruch kommen muß. Zu einer neuen Depression mit Arbeitslosigkeit in hoffnungslosem Hocken und Stocken. Denn einmal wird das Volk kein Geld mehr haben und der Güterverbrauch schrumpft auf ein Minimum zusammen. Aber was macht das den Mammonsknechten aus! Die haben ihr Schäfchen im Trockenen. Und die Deflation, die dann einsetzt, gibt ihnen nur eine neue Gelegenheit, mit niedrigsten Ausgaben ihre Fabriken und Wohnpaläste zu erweitern und zu verschönern. Sie gewinnen in dem ganzen Höllengeschäft; alle andern verlieren.

2.

**Zweiter Kniff: der Gold-Standard.**

Er besteht in dem Willkürgesetz der goldreichen Länder, im Handel mit andern, nur G o l d anzunehmen. Von Silber keine Rede. Und von Tauschhandel möglichst wenig; denn die Handelsbilanz muß soviel wie möglich „activ" sein, d. h. die Einnahmen müssen am Ende des Rechnungsjahres größer sein als die Ausgaben. Der Goldbestand muß ein gutes Teil gewachsen sein, auf Kosten der andern Völker natürlich! Gegen diesen Gold-Standard wäre an und für sich wenig einzuwenden, wenn das Edelmetall gerecht und gut in der Welt verteilt wäre. Aber gerade hier liegt der Haken. Welches Land und Volk hat Gold unter den gegenwärtigen Verhältnissen? Es steckt fast ausschließlich in den Truhen der Vereinigten Staaten.

Nach dem ersten Weltkrieg war ein guter Teil davon in englischem und französischem Besitz. Durch den ungeheuren Kostenaufwand des zweiten Krieges sind aber auch diese Länder verarmt und in die Hörigkeit und Abhängigkeit der U.S.A. geraten. Den Ver. Staaten gehört vorläufig das ganze Gold und der ganze Reichtum der Welt; denn mit Gold kann man alles, alles kaufen. Und die andern Völker? Sie stehen da verlumpt, wie arme Bettelsäcke.

Sollte das aber dem reichen Prasser, angesichts dieser Riesennot, vor Mitleid nicht das Herz wegschmelzen? O tempora, o mores! Diejenigen, die den ganzen Reichtum der Erde beherrschen, kennen kein Mitleid und wollen von Sentimentalitäten nicht das geringste wissen. Wenn es i h n e n natürlich schlecht geht, dann jammern sie, wie Frankreich und England vor wenigen Jahren. Schaffen den Gold-Standard ab, damit sie ihre Schulden nicht in Gold bezahlen müssen. Aber sobald sie sich erholen und sich ihre Kassen wieder füllen, führen sie den Gold-Standard wieder ein und richten unverfroren ihre alte Tyrannei über arme Völker wieder her. Busineß is busineß, sagen sie. Und die Finanzcäsaren sinnen Tag und Nacht, wie sie die mißliche Lage der andern kaltblütig zu ihrem eigenen Nutzen ausbeuten können. Weit davon entfernt, ihnen durch Abschaffung des Gold-Standards andere Zahlungsmittel zugängig zu machen und den Handel zu erleichtern, bestehen sie auf ihm hartnäckiger denn je zuvor. Wer kein Gold hat, muß einfach nach Washington betteln kommen. Dort erhalten sie natürlich ihre Anleihen nicht umsonst. Wo sie leihen, werden sie auch kaufen müssen. Und sie werden in ihren politischen Entschließungen nach dem Taktstock ihrer Brotherrn tanzen müssen. Sie sind, mit einem Wort, ganz und gar wirtschaftlich, politisch, kulturell der Tyrannei der Geld- und Geschäftsmagnaten verfallen. Wollen sie sich diesem harten Los nicht fügen, wird ihnen der Kredit gesperrt. Dann können sie kein Futter kaufen und müssen verhungern. Können keine Rohmaterialien erwerben: die Fabriken stehen still, und das Volk muß in ewiger Arbeitslosigkeit dahin schmachten.

Der Gold-Standard ist ein böses Druck- und Gewaltmittel in der Hand der internationalen Bankherrn. Er ist für sie ein gewissenloser Weg zur Selbstbereicherung, zur Beherrschung der Völker, zur Versklavung der Welt.

3.

**Ditter Kniff: die schwankende Währung.**

Hast Dich vielleicht schon gefragt: warum steht der Dollar im internationalen Handelsverkehr einmal hoch und einmal niedrig? Warum ist er in Wert und Kaufkraft nicht immer derselbe? Warum wird Geld wie eine Ware behandelt und wie Kartoffel dem Prinzip des Angebots und der Nachfrage unterworfen?

Die Antwort darauf ist nicht schwer. Du ahnst sie schon, mein Freund. Hier steckt wieder ein Kniff der Hochfinanz dahinter. Die Veränderlichkeit der Währung der Völker gibt ihnen immer wieder eine willkommene Gelegenheit, sich die Völker unter ihre Gewalt zu bringen und sich auf deren Kosten die Säcke zu füllen.

Im Wettrennen der Nationen um die Weltmärkte ist die Entwertung des Dollars ein Mittel zur Sicherung der eigenen Handelsbeziehungen. Man geht immer dort kaufen, wo die Waren am billigsten zu haben sind. Ist der Dollar hoch im Preis, muß das Ausland für unsre Waren hohe Preise zahlen. Die Folge ist wenig Handel für uns und stillstehende Fabriken. Deshalb hat zum Beispiel Roosevelt den Dollar im Wert herabgesetzt. Es bedeutet billigere Preise, größeren Warenaustausch mit dem Ausland, weniger Arbeitslosigkeit.

Die Geldentwertung in andern Ländern erweist sich aber auch leider immer wieder als ein Mittel der Hochfinanz zum Raube fremden Eigentums. Innerpolitische Unruhen, wie z. B. in China, führen es herbei. In erschreckendem Ausmaß verwirklicht es sich nach kriegerischen Verwicklungen, wie z. B. jetzt in Deutschland. Die Mark ist wertlos geworden. Für den Dollar kann man drüben alles kaufen: Mädchenunschuld und Frauenehre und nicht zuletzt Millionenwerte an Grund und Eigentum. Es führt fast jedesmal zu einer Katastrophe. Das ganze Land mit Mann und Maus geht über in fremden Besitz und unter fremde Bevormundung. Die deutschen Gruben, Fabriken und Wälder werden wieder einmal Eigentum des Auslandes; die Arbeiter schaffen für Fremdlinge; die Gewinne gehen in die Ferne. Auch Grund und Boden wird von Fremden aufgekauft. Das

# Die Sonntagstafel

Vom sel. Everardus, Pfarrer zum hl. Jakob in Köln im Jahre 1188, bekannt als einer der frömmsten Priester, wird berichtet, daß er eines Samstags seine Schaffnerin nach der auf dem Heumarkt gelegenen Fleischhalle schickte, um daselbst, wie dies seit langen Jahren geschehen war, Fleisch einzukaufen.

Sie trat zu einer Fleischbank, die eben die Köchin des ehemaligen Bürgermeisters verlassen hatte, und erlangte daselbst für eine hohe Summe einen auffallend schönen Braten, den erstere im Preise zu hoch gefunden hatte. Nachdem jene sich vergebens nach einem ähnlichen Braten umgesehen, begab sie sich nach Hause, um erst anzufragen, ob sie den geforderten Kaufpreis bezahlen dürfte oder nicht, indem sie wähnte, daß das Fleisch bis dahin unverkauft bleiben würde. Als sie zurückkam war der Braten verschwunden. Auf die an den Fleischer gestellte Frage, wer ihn erstanden habe bemerkte dieser, daß er für den Pfarrer von St. Jakob gekauft worden sei.

Die Köchin berichtete es ihrem Herrn. Der aber, vor Zorn auffahrend, rief aus:

„Was dem Bürgermeister zu Köln teuer ist, kann das der arme und, wie es heißt, so religiös lebende Pfarrer von St. Jakob bezahlen? Wohlan, ich will mich rächen. Am Sonntag bin ich sein Gast; dann werde ich den Heuchler entlarven!"

Ohne vorherige Anmeldung, wie es die Sitte heischte, erschien am nächsten Tag der Bürgermeister mit einigen Vertrauten um die gewöhnliche Mittagsstunde bei dem Pfarrer und lud sich bei ihm zu Gaste. Nicht wenig erstaut über eine solche noch nie ihm gewordene Ehre, machte dieser allerlei Ausflüchte und suchte sich damit zu entschuldigen, daß seine Mahlzeiten immer sehr frugal seien.

„Mein Entschluß steht fest, Herr Pfarrer: Was Ihre Küche bietet ist uns angenehm. Und ich bin überzeugt, daß wir damit vollkommen zufrieden sein werden."

„So folgt mir ins Nebenzimmer" bemerkte der Pfarrer mit fester Stimme, und lud die ungebetenen Gäste an seinem gewöhnlichen Tischchen zum Niedersitzen ein.

Eben tönte die Mittagsglocke vom Kirchturme, zum Gebet mahnend herab; gläubig sank der Priester in die Kniee und fromm stimmte er die üblichen Gebete an. An dem kleinen Tischchen, welches bereits für den Pfarrer gedeckt und nur mit dem Notdürftigsten versehen war, sollte der Regent der Stadt Köln das Mittagsmahl einnehmen. Der einzige Zierrat derselben bestand in drei bereits aufgetragenen Gerichten, in Suppe, Gemüse und jenem Fleisch, welches zur Bereitung der ersteren gedient hatte; dann aus einer Flasche Wasser. Einige Gedecke wurden noch beigefügt und das Mahl begann. In wenigen Minuten war das Vorhandene verzehrt, dann folgte eine drückende Pause. — Der Bürgermeister, welcher alles dieses nur als ein tragisches Vorspiel zu einer sich bald schön entwickelnden Komödie ansah, ließ, was da geschah, ohne irgend eine Bemerkung scheinbar ruhig an sich vorübergehen; doch bald schwoll die Zornader seiner Stirne gewaltig an, als der Pfarrer die Gäste zum Dankgebet für die von Gott empfangenen Gaben aufforderte.

„Heuchler", schrie er ihm entgegen, „deine Rolle hast du heute zu Ende gespielt! Du unterstehst dich, noch Völlerei mit gemeiner Knickerei zu paaren! Wo ist jener Braten den zu kaufen man für den Bürgermeister zu Köln zu teuer fand und den du gestern erstandest? Willst du ihn vielleicht nur für deine eigenen Vergnügungen aufsparen?"

Ob dieser unerwarteten und grimmigen Rede erbleichte der Pfarrer sichtlich. Doch bald erstrahlte sein Angesicht wieder von himm-

---

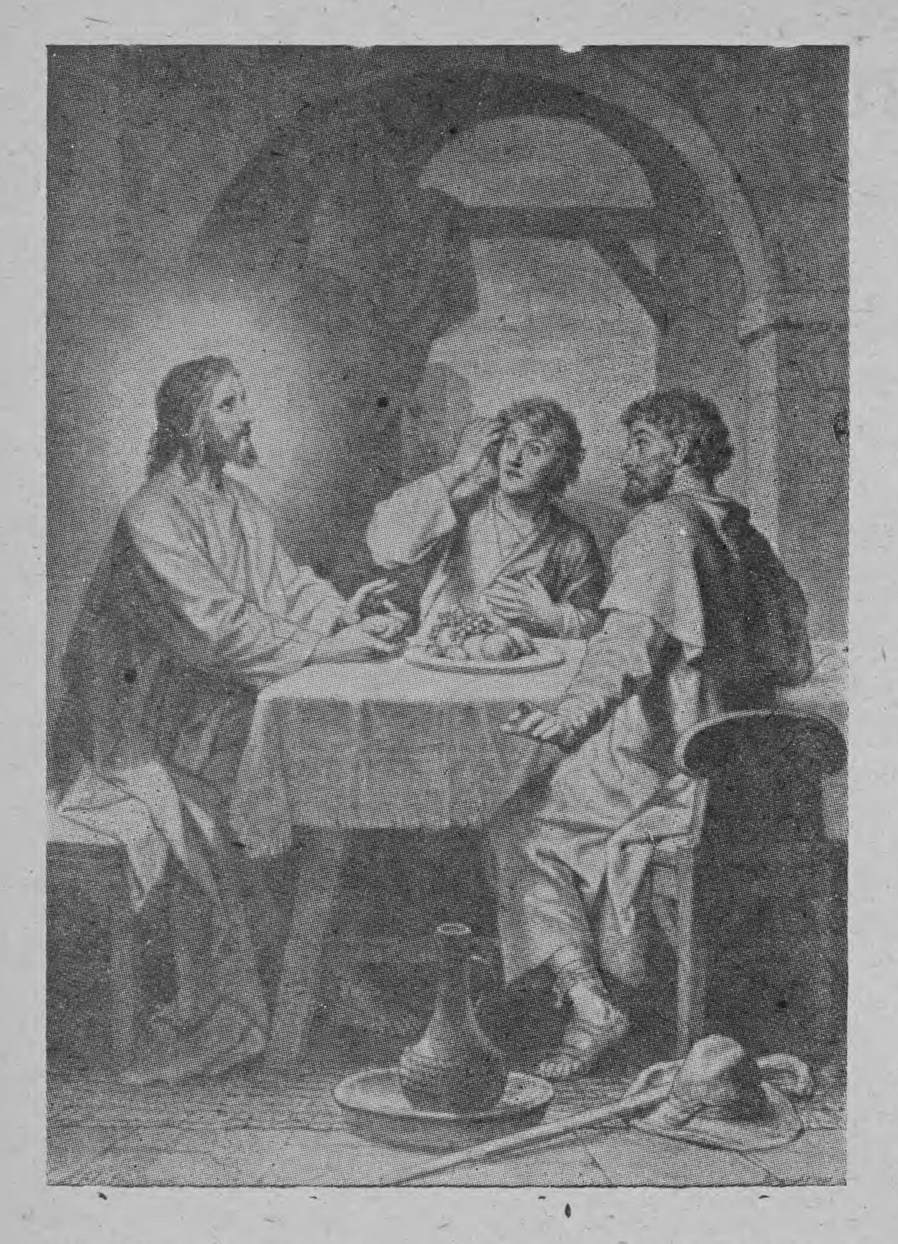
Volk arbeitet als Pächter für Löhne, die es den neuen Herrn gefällt zu zahlen. So war es bisher in Indonesien. Holländische Millionäre zahlten einen Dollar die Woche für jede Sorte Schwerarbeit, während sie Millionen fortschleppten. Genau so wird es immer mehr in Deutschland werden.

4.

**Gesamteindruck der modernen Geld- und Wirtschaftsmethoden.**

Sie entstammen alle dem furchtbarsten Egoismus (Selbstsucht). In rücksichtsloser Verfolgung ihrer Ziele schreiten ihre Vertreter über Leichen. Wells hat in seiner World's History (ein ganz oberflächliches und unchristliches Buch!) ein schauriges Bild. Hoch zu Roß reitet eine Reihe von Welteroberern auf uns zu. Trunken mit Selbstbewußtsein und Siegesstolz ziehen sie daher. Und der Preis ihrer Machtgier? Berge von Toten rechts und links! Sie schreiten buchstäblich über Leichen.

Bieten unsere heutigen Finanzcäsaren nicht genau denselben Anblick? Genau so skrupellos wie Alexander von Mazedonien, Genghis Khan, Napoleon in der Ausnützung ihrer Macht sind sie. Nennen es „Erfolg", während rechts und links Millionen Armer ihren Leidensweg gehen müssen, in elende Lumpen gehüllt, mit den Merkmalen der Unterernährung im Gesicht, gezeichnet für einen allzufrühen Tod. Wahrlich, ein höllischer Raub- und Mordkapitalismus!



lischer Milde, und mit Ruhe entgegnete er:

„Allerdings ließ ich gestern einen Braten kaufen. Doch er war nicht für mich bestimmt und über das Verbleiben desselben würde ich dich vergewissern, wenn ich nicht gerne ein Geheimnis bewahren möchte, welches mir teuer ist. Doch ... meine Ehre verlangt es, dir Gewißheit hierüber zu verschaffen. Darum folge mir!"

Zitternd schritt der Priester voran als gehe er den letzten Gang seines Lebens. Mit bangem Herzen öffnete er die Tür zum Speisesaal.

Eine große, festlich geschmückte Tafel umfaßten arme, bejahrte Männer, in deren Züge zwar Gram und Kummer Furchen eingegraben hatten, die jedoch hier alle Wunden vergessen zu haben schienen, die das harte Schicksal ihnen geschlagen; denn Freude und Frohsinn war auf allen Gesichtern zu lesen.

„Dies sind zwölf Arme", bemerkte der Pfarrer, „die ich an jedem Sonntage, den der Herr als Ruhetag einsetzte, speise, damit sie, nach sechs mühevollen Tagen, sich wenigstens am siebenten ihres Lebens erfreuen. Für diese war auch, wie du siehst, der Braten bestimmt, da meine eigenen Bedürfnisse sehr geringe sind."

„Es sitzen aber dreizehn Personen dort am Tisch!" erwiderte der Bürgermeister. Und auf die Widerrede des Pfarrers zählte er aufs neue, immer aber fand er dieselbe Zahl.

Als darauf der Pfarrer jeden Einzelnen mit Namen nannte und aufrief, um dem Bürgermeister seinen Irrtum vor Augen zu stellen, und dabei die Zahl zwölf herauskam, bemerkte der Bürgermeister: „Weshalb übersiehst du denn jenen Mann dort, aus dessen Zügen himmlische Armut strahlt und welcher uns so bedeutungsvoll ansieht?"

Staunen und heiliger Schauer bewältigte auf diese Aeußerung alle Umstehenden und jeder sehnte sich, aus der Gesellschaft dieses frommen Mannes zu kommen.

Wer aber war der dreizehnte, den der Bürgermeister immer beim Zählen fand, den aber weder der Pfarrer noch die Anderen wahrnehmen konnten? — Die Kirchenbücher sagen, es sei Christus gewesen der im Kreise der Frommen erschienen sei, um dem Bürgermeister seinen Frevel vor Augen zu halten.

Der fromme Pfarrer starb, geachtet und geliebt in einem hohen Alter, und zwar im Rufe der Heiligkeit.

---

**Als der heiligmäßige Diener Gottes Eugen von Mazenod im Jahre 1816 die Missionsgesellschaft der Oblatenpatres gründete, dachte er garnicht daran, daß die Priester und Laienbrüder seines Ordens eines Tages in aller Welt das Evangelium Christi verkünden werden. Eugen von Mazenod wollte eine Priestergesellschaft gründen, die den Katholiken der Landpfarreien Südfrankreichs Volksmissions p r e d i g e n könnte. Frankreich war damals, nach der großen Revolution, fast glaubenslos. Eugen von Mazenod wollte den zerrütteten Glauben wieder aufbauen.**

# Brotsorgen



Seitdem der Baum des Lebens aus dem irdischen Paradiese verschwunden ist und an seiner Stelle Unkraut und Dornen den mühsam bebauten Acker entstellen, seit dieser Zeit ist die bange Sorge um das tägliche Brot nie mehr aus dem Runengesicht des Menschen gewichen.

Die Sünde ist es gewesen, die diese Sorge uns gebracht! Das wollen wir gleich am Anfang festhalten. Um der Sünde Adams wegen ist der Erdboden verflucht, muß mit Mühe und Schweiß die karge Frucht aus dem Boden geackert werden. Und immer dann, wenn die Sünden und Laster der Menschheit übergroß wurden, wenn Kriege und Aufruhr durch die Länder und die Völker brandeten und tobten, wurden die Brotsorgen riesengroß. Die Sünde, der Krieg des Menschen gegen Gott und gegen den Nächsten verdirbt immer auch zugleich die Saaten, die Kornfelder, das tägliche Brot.

Wir sehen das heute mit schrecklicher Klarheit, wo Tausende und Millionen am Hungertuche nagen müssen, wo die Elendscharen hungriger Kinder die Mülleimer durchwühlen nach einem Stücklein Brot. „Wir hungern und haben kein Brot!“ Das ist die Anklage der darbenden Unschuld an die Welt der Sünde. Wer hat diesen Armen das Brot weggenommen, wer ist schuld, daß ihre Wangen bleich und hohl, die Augen matt und elend sind? Wer hat ihre Heimat zerstört, die Erntefelder niedergemacht, die Häuser verbrannt? Wer hat ihren Vater gemordet, den Bruder verschleppt? Wer hat ihnen den letzten Bissen Brot aus dem Munde genommen? — Der Krieg, die Sünde!

**Seid nicht ängstlich besorgt!**

Wer wagt es so zu sprechen? Jetzt, wo unsere Väter besorgt nach den Kornfeldern schauen, ob nicht Ungewitter, Rost und Brand die so kostbare Ernte gefährden. Wer wird uns Brot geben, wenn die eigene Ernte nicht gut ausfallen sollte? Heute, wo in ganz Europa die Brotkörner kostbarer geworden sind als die funkelnden Goldkörner. Und doch, es ist Jesus Christus selber, der in der Bergpredigt so zu uns spricht:

„Seid doch nicht ängstlich besorgt um euer Leben, was ihr essen und trinken werdet, und um euren Leib, womit ihr in kleiden sollt! Ist denn das Leben nicht mehr als die Speise und der Leib mehr als das Kleid? Wird also nicht Gott, der euch doch das Größere gab, auch für das Kleinere sorgen? Seht auf die Vögel des Himmels: sie säen nicht und ernten nicht und sammeln nicht in Scheunen, und euer himmlischer Vater ernährt sie doch. Seid ihr nicht viel mehr wert als sie? Wer von euch kann dann mit seinen Sorgen sein Leben auch nur um eine Spanne verlängern? Und was seid ihr ängstlich um Kleidung besorgt? Betrachtet die Lilien des Feldes, wie sie wachsen; sie mühen sich nicht ab, und sie spinnen nicht. Und doch sage ich euch, selbst Salomon in all seiner Pracht war nicht gekleidet wie eine von ihnen. Wenn aber Gott das Gras auf dem Felde, das heute steht und morgen in den Ofen geworfen wird, so prachtvoll kleidet, um wieviel mehr wird er um euch, ihr Kleingläubigen, besorgt sein. Seid also nicht ängstlich besorgt und sagt nicht: Was sollen wir nur essen? Was trinken? Womit uns kleiden? Die Heiden kümmern sich um das alles. Macht es ihnen nicht nach. Euer himmlischer Vater weiß ja, daß ihr das alles braucht. Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit und alles andere wird euch hinzugegeben werden. Seid also nicht ängstlich für den morgigen Tag besorgt! Der morgige Tag wird für sich selber sorgen. Jeder Tag hat ja an seiner eigenen Plage genug.“

Wir staunen nur so über diese kühne Antwort des Heilandes. So leicht gehts doch nicht, möchten wir dem guten Meister sagen. Das Leben sieht heute viel saurer aus. Wer nicht fest zupackt und eifrig sorgt, hat verspielt, der kommt zu kurz, dem schnappen die andern alles weg! Und dazu die Rationierung, die karge Zuteilung, die unsichere Wirtschaftslage, der drohende Winter, der furchtbare noch zu kommende Krieg. Wer sollte da nicht grau werden vor lauter bitterer Sorge? Und wer weiß, was noch alles kommen kann?

Und doch hat der Heiland recht! Er weiß das schon besser, als wir Eintagsfliegen. Der himmlische Vater sorgt doch letztlich für uns und nicht das ungewisse Schicksal, nicht die Herren am grünen Tisch! Trotz der Kriege, trotz der ungeheuren Sündenschuld der Menschen läßt dieser himmlische Vater seine Sonne aufgehen über Gute u. Böse und

läßt es regnen über Gerechte und Sünder. Nur eines müssen wir als Gegenleistung tun — das Vaterunser beten und handeln darnach! Dann gibt er allen, die sein Reich der Wahrheit und der Gerechtigkeit suchen, das tägliche Brot! Europa, die Welt hat das Vaterunser nicht mehr gebetet, nicht mehr seinen Schuldigern verziehen, den Namen Gottes nicht geheiligt, an seine eigene Sündenschuld nicht mehr geglaubt, deshalb fehlt so vielen jetzt das tägliche Brot!

### Falsche Brotsorgen.

Die Sorge um das tägliche Brot, die Arbeit um unser irdisches Fortkommen, soll nach der Vorsehung Gottes nicht die wichtigste, nicht eine ängstliche Sorge sein. Wenn die Menschen nur nach Gottes heiligen Willen leben, dann kommt das alles von selbst. Raum genug hat die Erde für das goldene Korn, Sonne und Regen genug hat der himmlische Vater für die Saatfelder seiner Menschenkinder. Wir brauchen nur die Schätze richtig verteilen, wie es Kindern Gottes geziemt, dann bekommt ein jeder Brot genug!

Aber warum gehts denn doch nicht? Weil die Menschen nur die irdische Speise begehren, sie wollen nur essen und satt sein, nur dem Leibe dienen wollen sie, die Seele lassen sie verhungern. Sie wollen den Heiland nur als Brotkönig, der himmlische Vater ist ihnen nur als Brotvater, als Schönwettergott lieb und wert. Sie wollen wie die Juden in der Wüste nur das Manna und die Wachteln vom Himmel haben, sie möchten sich wie bei der Brotvermehrung nur ins grüne Gras legen und Brot und Fische essen, ohne zu danken, ohne zu glauben, ohne den Spender dieser Gaben anzubeten und ihm zu dienen. Nur die Freuden möchten sie haben, wie die gröhlende Zirkusmasse im alten Rom nur nach Brot und Spielen rief. Darum hat sich Christus von dieser Menge zurückgezogen — darum spüren wir heute den Segen Gottes so wenig, weil er sich verbirgt vor den Genußmenmenschen, die kein Verlangen mehr haben nach der Speise, die zum ewigen Leben führt, die er selber uns gegeben hat.

### „Ich bin das Brot des Lebens!

Eure Väter haben in der Wüste das Manna gegessen und sind gestorben. Das Brot aber, das ich euch geben werde, ist mein Fleisch für das Leben der Welt. Ich bin das lebendige Brot, das vom Himmel herabgestiegen ist. Wenn einer von diesem Brote ißt, so wird er leben in Ewigkeit." So spricht der Heiland zu den Juden in Kapernaum, die am Tage vorher mit dem irdischen Brote in der Wüste so reich gesättigt wurden, daß noch 12 Körbe übriggeblieben. Jesus will uns auf das eigentliche, auf das Lebensbrot aufmerksam machen, das er bald einsetzen wird am Gründonnerstag. Und dieses Brot ist er selbst. Er will unsere Seelennahrung sein, unsere Speise, die das ewige Leben in sich enthält. Gegen diese wunderbare Speise, die nichts anderes sein wird als sein eigen Fleisch und Blut, ist das Manna der Wüste gar nichts! Das war nur eine irdische Nahrung, und alle, die davon aßen, sind gestorben, wer aber von seinem Brote ißt, wird ewig leben. Das ist die unerhörte Botschaft der hl. Eucharistie, die wundervolle Wiederherstellung des Lebensbaumes im Paradiese.

Die Juden wollen so etwas nicht glauben, sie lehnen zum vornherein die Möglichkeit einer solchen Gottesgabe ab: „Wie kann der uns sein Fleisch zu essen geben?"

Jesus geht aber nicht darauf ein. Hier verlangt er als Gottmensch strickten Glauben an seine allmächtige Wundermacht, die er bisher oft genug bewiesen hat. Niemand hat ihm gegenüber eine faule Ausrede, ein stolzes Unmöglich entgegenzuhalten. Entweder demütiger Glaube oder Verwerfung, gläubiger Genuß des himmlischen Brotes, oder ewiger Tod, das ist die einzige Antwort Jesu auf die Frage:

„Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wenn ihr das Fleisch des Menschensohnes nicht essen und sein Blut nicht trinken werdet, habt ihr das Leben nicht in euch. Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, hat ewiges Leben, und ich werde ihn auferwecken am Jüngsten Tage. Denn mein Fleisch ist wahrhaftige Speise, und mein Blut ist wahrhaftiger Trank . . ."

### Das ist die brennenste Brotsorge!

Daß wir uns stets um dieses Himmelsbrot bemühen, denn es allein vermag uns den Einlaß ins ewige Paradies zu geben. Wer von diesem Brote ißt, wird leben in Ewigkeit! Wer zu Jesus kommt, der wird nicht mehr hungern, wer an ihn glaubt, nicht mehr dürsten.

Wie glücklich sind wir, daß uns der Zugang zu diesem Lebensbaum, zum Tabernakel so leicht gemacht wird! Wie gut hat doch der Heiland auch für dieses Brot gesorgt, das alle Süßigkeit in sich enthält.

Hier ist aber auch der Tisch der Gemeinschaft, der heilige Ort, wo jedes Problem um die irdischen Brotsorgen gelöst wird; denn sobald alle Völker, alle Rassen und Nationen sich um das Brot Christi versammeln, im Zeichen der Einheit und des Friedens, wo nur der reine Herzenswunsch mit dem sauberen Gewissen und dem demütigen Glauben etwas gilt, wird auch die Sünde, die letzte Ursache des Kreiges und jeder irdischen Sorge weichen müssn. Erst wenn die hl. Kommunion wieder das Liebesmahl aller Gläubigen geworden, wenn alle Menschen brüderlich am Opfertisch zusammenrücken zur gemeinsamen Liebesfeier des eucharistischen Heilandes, wird der Weltfriede besiegelt sin. Dann wird auch der Millionär sein Brot gerne mit dem Armen brechen, die reichen Länder werden den ärmeren gerne das Notwendige zum Essen geben. Dann wird endlich auch die Missionskirche in Fülle spenden können und nicht nur wie heute die Brosamen austeilen müssen, die vom Tische der Herrn fallen.

Pater Markus.



# Das Grabkreuz

Von Hans Eisele

Die bilderreiche Dorfgeschichte liegt auf dem Friedhof aufgeschlagen. Der Totengräber oder das Totenweible, die Arm und Reich zum letzten Gang kleidet und ihre blumigen Grabhügel hegt, sie können dir viel davon ausplaudern. Sie haben mir auch diese Geschichte erzählt.

Der Schmied-Karle war der gescheiteste Schüler in der ganzen Dorfschule. „Aus dem Büble wird einmal etwas Besonderes", hat der Lehrer seinem Vater, dem großen bärtigen Schmied-Baste vorhergesagt und der Herr Pfarrer hat's mit warnend erhobenem Zeigefinger der Mutter bestätigt. Aufs Gymnasium der Nachbarstadt schickt ihn drum der Vater und der Mutter Gedanken spielten schon beim ersten Abschied um den einstigen Dienst ihres Sohnes am Altar. Doch dem Brausekopf wurde es bei lateinischen Brokken und griechischen unregelmäßigen Zeitwörtern zu langweilig. So ließ halt der alte Schmiedbaste seinen ungestümen Buben auf die Kunstgewerbeschule ziehen. Ein Künstler wollte er werden, einer von denen, die die Menschen und die Geschöpfe der Natur in lebenswahre Gestalten zwingen, die in Denkmälern auf den großen Plätzen der Städte Heldengestalten lebendig werden lassen. Der alte Smied-Baste hat's am Sonntagnachmittag oft genug den staunenden Bauern unter die Nase gerieben, was für ein großer Künstler sein Bub einmal werden würde.

Freilich bis solch ein Bursch erst ein Meister der Kunst ist, vergeht viel Zeit, braucht's viel Geld und Geduld. Leicht und schnell flatterten die Jährlein über das Zeitgeschehen hinweg. Der junge Schmied-Karle flatterte fröhlichen Herzens mit ihnen durch die Semester seines Kunstschülertums. „Die Kunst muß frei sein und ihr Diener, der Künstler muß ebenso frei sein, frei von allen Bindungen, die den Spießbürger, den gewöhnlichen Sterblichen einengen. Der Künstler muß das Leben in seinen Höhen und Niederungen kennenlernen. Wie könnte er es sonst einfangen und in lebenswahren Gestalten formen!" Das war des flotten Kunstschülers Evangelium, mit dem er die sorgende Mutter und den ungeduldigen Vater über die Jahre hinwegtröstete. Dem Dorfgeist und den Dörflern war der Schmiedbub schnell fremd geworden. Meist nur noch einmal im Jahr flog der lose Vogel aus der Großstadt ins stille arglose Heimatdorf zurück. Die traulichen Gassen, die lauschigen Hekkenraine, die heimeligen Waldwege hatten keinen Reiz mehr für ihn. Die Natur mit ihrer unverdorbenen, herben Schönheit langweilte ihn. Lustige Freunde mußten ihm drum die eintönigen Ferientage in der ländlichen Heimat kürzen. Da stand der Bierkrug und das Weinglas im Wirtshaus nicht mehr trokken von früh bis spät. In tollem Jugendleichtsinn wirbelten die wüsten Gesellen das stille Dorf auf. Keine Mutter wagte mehr, ihre Töchter allein auf den einsamen Feldpfaden oder im Schatten der Dunkelheit durch die verlassenen Dorfstraßen gehen zu lassen.

Dem alten Smied-Baste war das Treiben des Sohnes und seiner Freunde ein Greuel. Sein Weib schämte sich, wenn die flinken Zungen an jedem Morgen von neuen Bubenstreichen und Schandtaten tuschelten. Der Vater holte die letzten Hunderter von der Sparkasse und steckte sie seinem großen Buben in die Tasche, nur damit er wieder weiterzog. Der Sohn aber verjagte mit einem Lacher des Alten sorgende Angst: „Ach was Geld! Wenn ich wiederkomme, habe ich mein großes Kunstwerk geschaffen, das mich und Euch berühmt macht! Da werden die Dörfler die Augen aufreißen."

Ein ganzes Jahrzehnt war's so weitergegangen. Der Name des Schmied-Baste stand im Hauptbuch der Sparkasse schon auf der Schuldnerseite. Die Schande, der Unfriede, das Unglück schlichen durch das hochgiebelige, einst so angesehene Schmiedhaus. Eines Abends, als die Gesellen längst Feierabend hatten, hämmerte noch der alte Schmied-Baste auf seinen Amboß ein, als wollte er allen Groll des Herzens alle Schande und auch noch alle Schaffenskraft, die in ihm war, auf einmal zusammenschlagen. Plötzlich war's, als sei der Schmiedhammer am Amboß abgesprungen. Ein schriller Mißton schrie den hellen gleichtacktigen Aufschlägen nach, und als eine Weile später die Schmiedin sorglich den so müden Mann in die Wohnstube heimholen wollte, da lag er tot neben seinem Amboß und auf ihm der schwere Schmiedehammer als hätte er ihn erschlagen. Aber ein Herzschlag hatte dem emsigen Tagwerk des fleißigen Mannes ein Ende gesetzt.

Nun war's aber auch Schluß mit dem Kunstschülertum des Sohnes. Er war 26 Jahre alt geworden, als er am offenen Grabe des Vaters stand mit verlebtem Gesicht und eingefallenen Wangen, mit müden seelenlosen Augen in tiefen Höhlen, in denen nur hin und wieder ein hitziges Feuer aufflackerte und mit dem flüchtig brennenden Rot der Wangen spielte. Sollten nicht Mutter und Schwestern und er selber verarmen, mußte der Sohn die Schmiede übernehmen. Jetzt sollte der Karle Meister, Führer der Arbeit im Hause sein und er hatte doch das Arbeiten, das Führen nie gelernt. Doch der Karle hatte Selbstbewußtsein genug. Er kam und wollte anschaffen, wollte zeigen, was in ihm steckte. Als einmal der Obergesell, des Befehlens und Großtums überdrüssig, dem jungen „Herrn" den schweren Vorschlaghammer in die Hand drückte,

damit er zeige, was er nicht bloß mit dem Mund, sondern mit des Armes Kraft leisten könne, da ließ der Karle nach wenigen, mit aller Kraft geführten Schlägen den schweren Hammer sinken. Die beiden Gesellen und der Lehrbub lachten vor Schadenfreud und wurden erst still, als sie sahen, wie dem jungen Herrn blutroter Schaum von den Lippen floß und die Brust rötete.

Der junge Schmied-Karle, der ein großer Künstler hatte werden wollen, war ein kranker, siecher Mensch. Der Quell der Jugendkraft war früh vertrocknet. Die Schwindsucht fraß mit gierigem Hunger an seinem Leib. Der Arzt stellte ihm die Stoppuhr des Lebens nur noch für eine kurze Zeitspanne, wenn er nicht mit jedem Säftchen und Kräftchen seines Körpers wie ein Geizhals haushielt. Ein Wunder müßt wahrhaft geschehen, wenn der Kranke noch einmal gesund würde.

Als der Sommer ins Land kam, lockte er auch den Schmied-Karle aus dem Krankenbett heraus. In frischer, stärkender Berg- und Waldluft sollte er neue Kräfte sammeln wie die emsigen Bienen den Honig. Aber ihn rief drunten im Haus die Schmiede. Das Geschäft ging zurück. Manche Kunden blieben wegen der Pfuscharbeit fern, andere wollten mit dem Gottesverächter und frivolen Spöter nichts zu tun haben. Der aber haderte und rang in ewigem Kampf mit sich selber. Nur ein Werk, ein Kunstwerk möchte er mit dem Rest seiner Kraft noch schaffen. Dann würden sie schweigen und an ihn glauben müssen, die jetzt nur mit einem Spottlachen der Verachtung seinen Namen nannten. Dann müßte auch die Stimme da drinnen in seinem Innern mit ihren Selbstvorwürfen schweigen, wenn er in der Stube des verstorbenen Vaters Bild oder am Tisch der Mutter verhärmte Züge ansah. An jedem neuen Morgen und an jedem müden Abend quälte sie ihn, diese Stimme: „Wo ist das Werk, das große, das du dem Vater noch beim letzten Abschiedsgruß versprochen hast?"

An einem Sonntagnachmittag war's. Ein Herbstgewitter trieb ihn heim, so schnell, daß die verschrumpften Lungen kaum noch genug Luft schöpfen konnten. Er wählte den kürzesten Rückweg über den Friedhof, denn schon vielen die ersten schweren Tropfen aus der schwarzen Wolke. Seit des Vaters Beerdigung hatte er den Gottesacker und des Vaters Grab nie mehr besucht. Um einen Augenblick zu verschnaufen, trat er unters schützende Vordach der Kirche. Grad vor ihm in der vordersten Reihe lag des Vaters Grab. Ein ärmliches Kreuzlein wuchs aus dem Hügel heraus, während ringsum hohe Grabkreuze oder schwere Marmorsteine der Toten Namen und Bedeutung kündeten. Wie das Grab eines unglücklichen Verarmten sah die Ruhestätte des alten Schmieds aus. Der Sohn fühlte es in diesem Augenblick mit schmerzlicher Scham.

Da huschte der Totengräber zu ihm unter das Vorkirchendach, denn schon prasselte der Regen nieder. Den Karle packte schier ein Grauen vor dem alten Mann, an dessen Händen und Kleidern noch der gelbe Lehm des frischen Grabes klebte, das er soeben ausgeworfen hatte. Wann würde der für ihn die Grube graben? Und er hatte noch nichts, noch gar nichts geschafft, was Vater und Mutter und das Dorf von ihm erwartet hatten. In düsterem Schweigen lehnte der Karle an einer Holzsäule des Kirchenvorbaues. Ein greller Blitz streute leuchtendes Feuer zwischen die Gräber und auch auf das ärmliche verwaschene Holzkreuzlein seines Vaters.

„Der hätte auch ein anderes Grabkreuz verdient. Er hat sein ganzes Leben lang ehrlich sich geschunden. Man könnte meinen, es läge ein Bettler da drunten und nicht der alte Smied", wies der Totengräber mit der ausgestreckten Hand auf des Schmiedes Grabstätte.

Als der Karle schwieg, trotzig und verlegen zugleich, gab der Hansjörg erst recht keine Ruhe: „Wenn dein Vater es gewußt hätte, daß er so da draußen liegen müßte zwischen all den anderen, er hätte sich selber noch ein Grabkreuz geschmiedet. Jawohl er hätt's bei Gott gekonnt."

„Ein Grabkreuz für den Vater!" Wie einer der grellen Blitze leuchtete es auf einmal in ihm auf. Das war das große Werk, das er schaffen mußte, damit wollte er ein weniges gut machen, was er an Schmerzen und Sorgen und Enttäuschungen dem Vater bereitet hatte.

Noch am selben Abend saß der Karle in seiner Kammer und zeichnete und formte in unruhiger Hast Skizzen und Entwürfe und noch in den Fieberträumen der Nacht schmiedete er am Grabkreuz für den Vater.

Wochen vergingen. Aber das Bild des Grabmals wollte nicht Formen annehmen. Wohl stand das Kreuz mit seinem Quer- und Langbalken auf dem Papier vor dem schaffenden Künstler. Aus Eisen mußte es sein, aus edelstem handgetriebenen Eisen. Aus rankenden Rosengewinde sollte es herauswachsen. Aber der Christus dran? Nichts Schreckhaftes, nichts Schmerzhaftes durfte ihm anhaften. Ganz frei vom Marter- und Duldersinn, menschlich und natürlich sollte seine Gestalt sein.

Mit jener fiebernden Hast und zähen Ausdauer, deren Kranke im letzten Aufflackern der Lebenslust und Schaffenskraft fähig sind, begann der Karle die Arbeit immer wieder aufs neue. Frisch und zart wie draußen am blühenden Dornbusch des Waldesrandes wanden sich die Blätter und Blüten des Rosenstrauches am Kreuz. Grad eine Freude war's, sie so lieblich wachsen und ranken zu sehen. Aber das wichtigste, das Größte wollte nicht gelingen, der Heilandskörper am Kreuz. So oft er ihn schon im Modell geformt oder in Zeichnungen ersonnen hatte, er wurde nur immer zur kläglichen Jammergestalt, zum verzweifelten Verbrecher, oder zum inhaltsleeren Bildgesicht. Tag und Nächte hindurch rang der Karle mit sich. An Sonntagen lief er einsame Feldwege und den Menschen davon, um das Bild des Heilandes zu finden, so wie er's sehen wollte. Auf solchem Kreuzweg lief er einmal dem Seelsorger des Dorfes in die Arme. Er konnte nicht mehr anders, er mußte wenigstens ein „Grüß Gott!" und ein paar Worte alltäglichen Inhalts mit seinem

alten Pfarrer wechseln. Aber dann kam er nicht mehr von ihm los. Seite an Seite wanderte er schweigend mit dem Pfarrer weiter, ohne daß er's eigentlich wollte. Auf einmal brach er wie in einem Aufschrei das Schweigen.

„Wie kann man Christus schaffen? Ich meine einen echten Christus in einem Kunstwerk. Sagen Sie es mir, Herr Pfarrer, wenn Sie es können", schrie er förmlich den Seelsorger an.

Der hört verwundert die seltsame Frage: „Einen Christus schaffen kann nur der, der ihn kennt und liebt. Oder könnten Sie etwa das Bild irgend eines Menschen formen, den Sie nicht kennen und den Sie nur hassen und verabscheuen?"

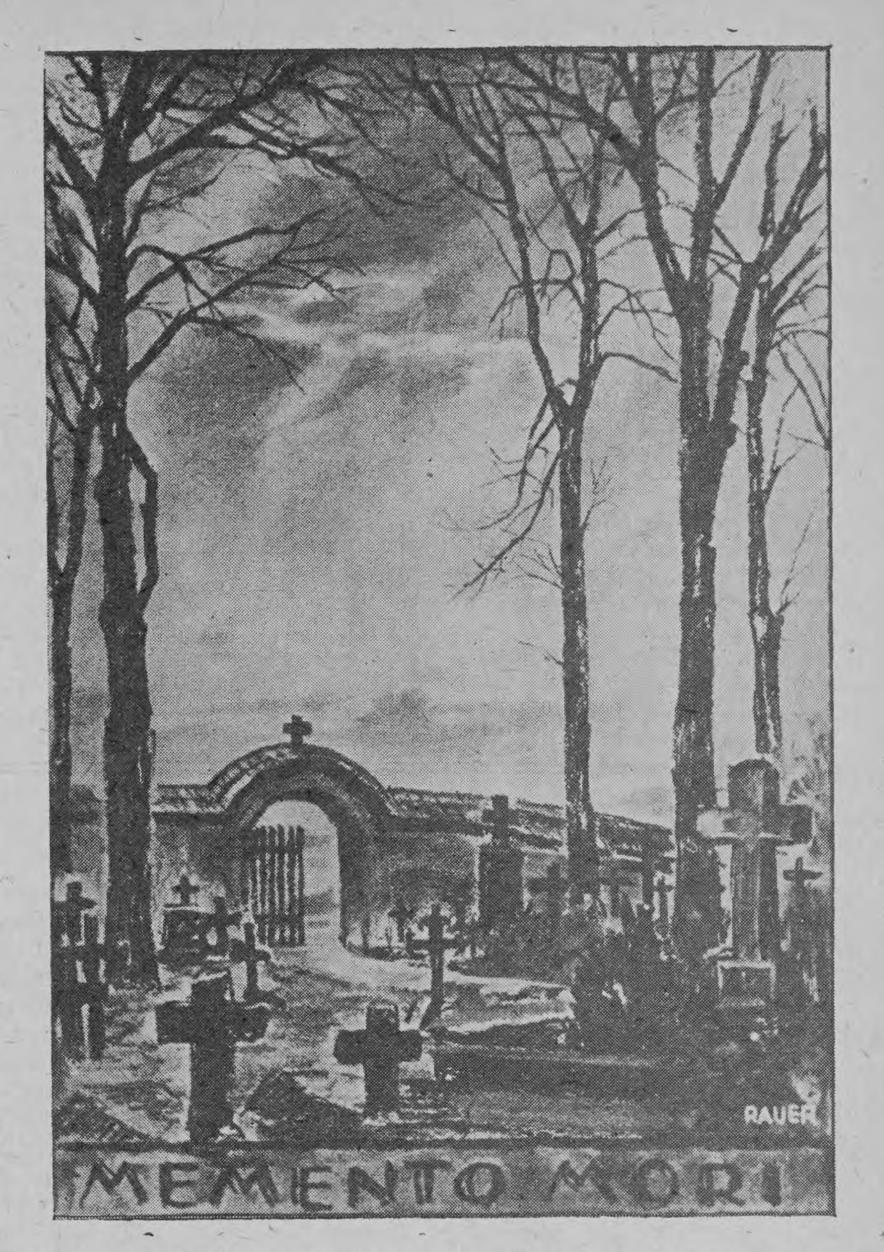
Wieder lag langes Schweigen zwischen den beiden, bis der andere verzagend vor sich hinmurmelte:

„Da werd ich's wohl nie fertig bringen."

„Was werden Sie nie fertig bringen?"

„Den Christus."

„Warum nicht? Auch Sie haben einst als Bub in der Schule Christus gekannt und geliebt. Jawohl, das bezeuge ich als Ihr alter Seelsorger. Daß Sie ihn nicht mehr kennen, nun ja das ist ein Unglück. Aber Sie können ihn ebensogut wieder erkennen und lieben lernen wie einst als Bub, wenn Sie ihn nur kennen und lieben wollen. Das verbürge ich Ihnen. Lesen Sie jeden Tag nur ein Stündlein die Geschichte seines Lebens und Leidens in den Evangelien nach, dann müssen Sie ihn wieder kennen und lieben lernen. Dann werden Sie auch sein Bild schaffen können Versuchen Sie es nur."




Kopfschüttelnd und unwillig geht da der Schmiedesohn davon, seinem eigenen Weg nach. In schlafloser Nacht beginnt er wieder das Ringen mit der Bildgestalt seines Christus. Immer wieder springt er aus dem Bett auf und zeichnet und streicht wieder durch, was er in mühevoller Stunde entworfen hatte. Aber er muß es schaffen, das große Werk. Er will es meistern, er will den Christus so, wie er ihn haben will, an sein Kreuz zwingen.

Es geht schon dem Morgen zu. Da schleicht der rastlos Schaffende hinab in die Wohnstube und holt vom Schrank die große alte Bibel herauf, in der er schon als Bub so oft geblättert hat. Er liest und liest bis ihm vor Müdigkeit die Augen zufallen. Und er liest am kommenden Abend wieder die halbe Nacht hindurch. An einem hellen sonnigen Mittag steht er zum erstenmal seit vielen vielen Jahren allein in der Dorfkirche vor dem alten ausdrucksvollen Christus, der in der Höhe des Chores schwebt und spricht mit dem Kreuze und dem Christus dran, ja ich glaube, er betet gar. Er ringt um die Erkenntnis Christi. Er möchte mit seinem Herzen ihn lieben, um mit seinem Auge und Verstand ihn in seinem Werke verkörpern zu können. Und er kommt noch oft wieder, wenn keiner ihn sieht.

An einem Spätherbstabend schleicht er gar ins Pfarrhaus. Seinem Heilandsbild fehlt zur göttlichen Größe und Erhabenheit noch der Zug der göttlichen Milde und Erlösung. Ihn kann er nicht finden und nicht gestalten. Ihn soll der greise

Pfarrherr ihm zeigen. Aus der langen Zwiesprache im verschwiegenen Pfarrzimmer aber wird von selber eine Lebensbeichte in offener Selbstanklage und schmerzlicher Reue. Als der Seelsorger sein Absolvo gesprochen hat, da stürmt der junge Mensch davon, heim in die Kammer, in die Werkstatt und schafft eine lange Nacht durch und den ganzen anderen Tag am Bild des Heilandes. Am zweiten Morgen steht's fertig im Modell vor ihm und dann treibt er es in mühevoller Arbeit aus edlem Eisen zur wirklichen Gestalt. Immer wieder glättet er Züge des Heilandsbildes, vertieft dort einen Schatten, rundet hier eine Härte, kantet dort eine Linie scharf ab. Und immer noch gleicht sein Christus nicht dem Bild, das er jetzt von ihm im Herzen trägt.

Endlich als schon der Winter die Gräber eingedeckt mit weißestem Linnen, stand nach durchgearbeiteter Nacht das Grabkreuz in der Werkstatt kunstvoll geformt. Noch keiner hatte es gesehen. Zu seinen Füßen ruht in hellroter Blutlache ohnmächtig der, der es geschaffen hatte.

Man trug ihn ins Krankenbett seiner stillen Kammer. Es ging schnell dem Ende entgegen. Da bat er an einem Morgen, als der letzte Schnee die Sonnenstrahlen blendend hell ins Zimmer zurückwarf, man möge ihn noch einmal das Grabkreuz sehen lassen. Mit vereinter Kraft trugen es die zwei Schmiedgehilfen herauf und lehnten es ans Fenster an. Verklärte Freude leuchtete auf dem todbleichen Antlitz des Sterbenden auf. Mit letzter Kraft richtete er sich im Bette hoch und streckte beide Arme nach seinem Kreuz aus:

„Mein Kreuz, mein Heiland, wie schön bist du!" hauchte er noch und sank in die Kissen zurück.

Wenige Tage später schon pflanzte man auf sein und seines Vaters gemeinsames Grab das Kreuz, seinen Heiland, den er beim Kreuzschaffen wieder kennen und lieben gelernt hatte.

Weithin sichtbar stehen auf dem Dorffriedhof ringsum aus Stein und Holz die Grabkreuze in Reih und Glied, als wären sie schon ausgerichtet zum großen Frontappell vor ihm, der erscheinen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten. Aber das Schmiedkreuz springt schon beim ersten Blick von ferne eigenwillig aus ihrer Reihe heraus. Es ist so ganz anders als alle die übrigen in Arbeit und Form und Material. Herrlichste Kunstschmiedearbeit ist's und einer, der ein großer Künstler hätte werden können, gab dem kalten toten Eisen Leben, daß jedes Blättchen des reichen Rosengewindes im Wind flattern scheint und daß die Heilandsfigur, in jedem Zug ein liebender Gott, lebendig mit dir zu reden scheint.

---

# Gott ist treu

Drei Uhr früh. Das Telephon klingelt. Ludwig N. stürzt an den Apparat. Auch seine Frau ist wach geworden. Lautlos ist sie ins Zimmer getreten. Weiß, wie die Decke des Zimmers, ist das Antlitz ihres Mannes; er legt den Hörer auf. „Was gibt's?" fragte Frau N. erschrocken. „Jakob ist tot. Man hat ihn leblos im Zimmer gefunden. Anscheinend ein Schlaganfall!" Er kleidet sich an, nimmt Hut und Stock und will fort. Seine Frau kann ihn nicht begleiten, sie muß bei den Kindern bleiben. „Ob wohl noch ein Priester bei ihm war?" fragte sie den davoneilenden Gatten. „Ich glaube kaum, seine Hausfrau ist nicht katholisch. Aber jetzt muß ich fort, ich höre schon die Straßenbahn kommen."

Ludwig N. findet keine Ruhe. Vor einigen Tagen noch frisch und munter. Heute tot! 32 Jahre alt. Wie mag es ihm jetzt gehen? Als Knabe war er fromm. Die Mutter hatte den beiden Brüdern immer eingeschärft: „Haltet die Herz-Jesu-Feiertage, und ihr werdet nicht unversehen sterben." So hat es der Heiland verheißen. Und Jakob befolgte den Rat der Mutter. Erst nach ihrem Tode hat er sich von Gott losgesagt. Das ferne Kalifornien lockte ihn, er heiratete eine ungläubige Frau und kam selbst auf Irrwege. Sollte Jakob, der als Knabe einmal in der Nacht aufbrach, um in der mehrere Kilometer entfernten Kirche, der Heimat eines Onkels, den Herz-Jesu-Feiertag halten zu können, jetzt unbekehrt gestorben sein? —— Unmöglich! Und doch — wie lange hatte er nicht mehr gebeichtet und kommuniziert!

Jammernd öffnete die Hausfrau. Sie konnte sich nicht trösten, daß der junge, nette Herr Jakob gestorben sei. Er war immer so zuvorkommend und zahlte seine Miete so pünktlich. Diesen Verlust konnte die geschäftige Frau nicht verschmerzen.

Ludwig hatte andere Sorgen. Er erkundigte sich nach der Ursache des Todes und erfuhr, daß sein Bruder wohl über Herzschmerzen geklagt habe, keineswegs aber ernstlich erkrankt war. Ja, angekleidet fand man den Toten auf dem Sofa.

„War ein Priester da?" forschte Ludwig. Sein Blick bohrte sich voll Spannung in die Augen der Frau.

„Es war ja schon viel zu spät."

Der anwesende Arzt bestätigte, daß der Tote gewiß schon vor vier Stunden verschieden sei.

„Also doch!"

Da fällt sein Blick auf einen Brief seines Bruders, an Ludwigs Familie adressiert. Hastig reißt er den Umschlag auf: „Lieber Bruder, morgen, am Namenstag Deiner lieben Luciana, ist es mir wegen dringender Arbeit nicht möglich, ihr persönlich meine Glückwünsche auszusprechen. Tue es in meinem Namen! Ich füge aber für Euch beide ein Geschenk bei. Diesen Morgen habe ich im Andenken an den Jahrestag des Todes unserer guten Mutter und am ersten Freitag nach langer Zeit wieder die heilige Kommunion empfangen. Ich bin glücklicher als ein Prinz. Viele Grüße, Dein Jakob."

Ludwig legte feuchten Auges den Brief in den Umschlag zurück. „Herz Jesu, verzeihe, daß ich an Deiner Großmut zweifelte." („Rupertbote")

# Aus der Alten in die Neue Welt

**Erlebnisse einer Ursulinenschwester nach dem ersten Weltkrieg.**

### Im Elternhaus.

Meine Mutter war eine einfache Dorffrau in gewöhnlicher Bauernkleidung. Sehr still und fromm, wurde sie von allen hoch geachtet. Wir Kinder liebten und schätzten sie sehr. Nur bei manchen Gelegenheiten waren wir Mädchen ob unserer Unerfahrenheit nicht immer zufrieden mit ihr. Sie sei uns zu streng. Wenn ein Junge zu einer meiner Schwestern kam, durfte sie nie mit ihm ausgehen. Er selber durfte nur bis 9 Uhr abends bleiben, und dann zeigte die Mutter ihm die Tür. Mein Schwager mußte manchmal lachen, wenn man ihm vor der Heirat sagte: „Hast du keine Angst vor der Alten?" Eine meiner Schwestern war erst 16 Jahre alt, aber groß und stark über ihr Alter hinaus. Ein junger Bursche besuchte sie immer und wollte sie heiraten. Auf all seine Anfragen hatte die Mutter nur stets dieselbe Antwort: „In 4 oder 5 Jahren darfst du wiederkommen!" Die Schwester hat sich dann für's Kloster entschieden und dankte der Mutter immer, daß sie damals ein Liebesverhältnis nicht zugelassen hat.

Wir Mädchen durften niemals auf den Tanz und auch nicht sonstwohin, es sei denn, daß die Mutter mitging. Weil wir aber bei jeder Andacht in der Kirche waren, nannten uns junge Männer öfters „Betschwester". Als ich eines Tages wegen dem weinend nach Hause kam, sagte die Mutter lachend: „Warst du wieder Betschwester? Diesen Titel mögen sie dir schon geben, so lange sie dir nichts anderes nachzusagen haben".

Wahre Freuden erlaubte die Mutter uns immer. Wir fanden sie in der Marianischen Congregation. Ihre Mitglieder machten Theateraufführungen, Ausflüge, Kaffeekränzchen und manches andere mehr. An Mutter-Gottes-Festen gingen wir zur Kirche in weißen Kleidern mit himmelblauen Scherpen von den Schultern hängend und dem Myrtenkränzchen auf dem Kopf. Da pflegte die Mutter uns anzuschauen: „So hab ich euch gern; aber hoffentlich paßt zu eurem Aeußeren auch das Innere!" Da ging ich als Jüngste zu ihr, umarmte sie und sagte: „Aber Mütterchen, wir haben doch gestern gebeichtet und ich habe alles gsagt, und Anna und Maria haben auch alles gesagt". Wir drei jüngsten sind später ins Kloster gegangen: Maria nach Schweidnitz, wo sie bereits mit 35 Jahren gestorben ist; Anna nach Alexandrien, Aegypten, in die Orientmission. Von mir selber werde ich des längeren schreiben. Die älteren Kinder gründeten ihre eigenen Familien. Oefters hörten wir die Mutter sa-

gen: „Könnt ich noch einmal sieben Mädchen haben, sie sollten mir alle ins Kloster gehen. Die Brüder lachten darüber und sagten: „Dann könnten wir aus unserm Haus ein Kloster machen und Ihr, Mutter, würdet die Oberin sein!" Der Vater stimmte lächelnd zu.

Mit den Brüdern war die Mutter nicht so streng. Sie durften ausgehen, hatten auch nie vor den Eltern ein Geheimnis. Aber beim Abendgebet um 9 Uhr mußten auch sie daheim sein, wenn sie nicht aus guten Gründen verhindert waren.

Für alles, was mit der Kirche zusammenhing, hatte unsre Mutter große Ehrfurcht. Für Krankenfälle in der Familie hielt sie ein echtes Linnentuch für den Tisch bereit. Auch besondere Bettwäsche, die nur für solchen Zweck genommen werden durfte. Sie war Mitglied des Dritten Ordens. Den Terziarinnen erlaubt die Kirche richtige Klosterkleidung für's Begräbnis. Die Mutter war sehr empfänglich dafür; freute sich immer, daß sie einmal wie eine Schwester begraben werden würde. Mehrere Jahre vor ihrem Tod hatte sie beim Pfarrer ihr Begräbnis vorausbezahlt, damit, wie sie sagte, niemand nach ihrem Verscheiden für sie sorgen müsse. Den Sarg wollte sie sich auch schon kaufen, aber das erlaubten wir Geschwister nicht. Muß noch erwähnen, daß sie bei ihren Kindern niemals einen Fehler übersehen oder ungestraft gelassen hätte. Der Vater starb 10 Jahre vor der Mutter; die Kinder waren schon alle versorgt. Sie lebte nach des Vatrs Hinscheiden ganz für sich, der Welt abgestorben, bis der liebe Gott sie nach kurzer Krankheit abberief.

### Der Ruf in die Ferne.

Es war Anfangs 1921. Die Ursulinen, die 1913 aus Schweidnitz (Mittelschlesien) nach Canada gewandert waren, wandten sich um neue Schwestern an ihr Mutterhaus. Dort wählte man zu dem Zwecke 3 Schwestern aus; zwei andere aus Skalitz in Böhmen sollten sich ihnen anschließen.

Das Skalitzer Kloster war von den Schweidnitzer Schwestern im Kulturkampf (1873—75) gegründet worden. Bismarck arbeitete damals sehr gegen die katholische Kirche. Die Ordensleute mußten sich in fremden Ländern um Niederlassungen umsehen. Nach Beendigung des Kampfes durften sie in die Heimat zurück. Die Klöster, die inzwischen in fremden Ländern entstanden waren, blieben natürlich bestehen. Da es aber in Böhmen wenig Ordensberufe gab, mußte das Mutterhaus in Schweidnitz das Skalitzer Kloster immer wieder mit neuen Kräften beschicken. So wurde auch ich dorthin gesandt, ein Jahr nach meiner ersten Gelübdeablegung.

Die zwei Schwestern, die sich von dort den drei Schweidnitzern nach Canada anschließen sollten, waren über 50 Jahre alt. Als das in Canada verlautbar wurde, hat man von dort nach Skalitz gekabelt, die Schwestern seien zu alt und man möge jüngere schicken. Das war ein schwerer Schlag für die betreffenden Ordensfrauen; hatten sie sich doch so sehr auf ihren neuen Posten gefreut, und die Begeisterung für die Mission schien sie um mehrere Jahre verjüngert zu haben.

Ich war damals 31 Jahre alt, hatte schon die feierliche Profeß gemacht und verstand mich auf alle Hausarbeit. So fiel das Los auf mich. Von den guten Wünschen unserer geliebten Oberin und der Mitschwestern begleitet, machte ich mich also auf aus dem schönen Böhmerland ins Mutterhaus nach Schweidnitz, um mich den dortigen Schwestern auf der Reise in die Fremde anzuschließen. Beim Abschied von Skalitz besprengte mich eine der Schwestern mit Weihwasser und sagte: „Die Kraft und der Segen der hl. Kirche mögen dich begleiten".

Als ich in Schweidnitz anlangte, sagte man mir, daß unser Schiff erst in einem Monat von Hamburg abfahren werde. Ich war darüber sehr erfreut. Denn ein Gedanke hatte mich geängstigt, nämlich, daß ich meine teure Mutter nicht mehr sehen würde. Mit innigem Dank gegen Gott schrieb ich deshalb gleich an sie; teilte ihr mit, daß ich für kurze Zeit in Schweidnitz sei und bat, mich sobald wie möglich zu besuchen. Von meiner Versetzung nach Amerika machte ich nicht die geringste Andeutung. Meine Mutter war schon über 70 und immer kränklich. Von ihrem Wohnort Janow bis zum Mutterhaus in Schweidnitz nahm's nur 7 Stunden mit der Eisenbahn; aber auch das ging über ihre Kräfte. Wenn sie des morgens in die Messe gegangen war, war sie fertig für den ganzen Tag.

Als die Mutter meinen Brief erhielt, ging sie wie jedesmal, wenn ein Brief von ihren drei Töchtern im Kloster kam, zum Ortspfarrer. Dorthin ging ihr Weg in Freud und Leid.

### Zum letzten Mal daheim.

Als die Mutter zum Herrn Pfarrer kam und ihm den Brief hinreichte, sagte er: „Na Mutter, wieder ein Brief vom Kloster? Aber warum weinet Ihr?" Die Oberin hatte inzwischen mitgeteilt, daß ich nach Amerika gehen müsse. Der Priester las den Brief und sagte dann: „Nein, Mutter; Ihr fahret nicht nach Schweidnitz, Ihr seid zu schwach dazu. Ich werde dafür sorgen, daß die Schwester zu Euch nach Hause kommt." Er schrieb dann unverzüglich an die Oberin, und die Mutter legte das Reisegeld bei. Ihren Hoffnungen stellte sich leider eine große Schwierigkeit entgegen.

Im Alten Lande haben die Ursulinen strenge Klausur. Sie dürfen nie nach Hause auf Besuch, selbst nicht, wenn die Eltern sterben. Ums Kloster herum türmt sich eine hohe Mauer, damit die Schwestern von draußen nie gestört werden. Sie dürfen auch nicht in die Pfarrkirche; haben ihren eigenen Priester, der für ihre Seelen sorgt. So mußte die Oberin dem Pfarrer sagen, man könne seiner Bitte nicht willfahren.

Deshalb wandte sich der Priester an den Erzbischof von Breslau, schilderte die Kränklichkeit der Mutter und ihr Verlangen, ihr Kind ein letztes Mal zu sehn. Der Bischof forderte darauf eine ärztliche Bestätigung und als diese erschien, gab er alsbald die Erlaubnis. Den nächsten Tag fuhr ich der Heimat zu.

Angemeldet hatte ich mich nicht; man konnte mich darum nicht ab-

holen. Der Bahnhof befand sich im Nachbarsdorfe Schopnitz, eine halbe Stunde von daheim. Ich ging an Bekannten und Verwandten vorbei, die mich anstaunten, aber mich im Ordenskleid nicht erkannten. Das war mir gerade recht, denn der erste Gruß sollte doch der Mutter gelten. Die hatte seit jenem Briefwechsel einen jeden Tag voll Erwartung am Fenster gesessen. Als sie mich nun endlich kommen sah, rief sie voll Freude aus: „Sie kommt, sie kommt! O Gott, wie dank ich Dir!" Ich konnte das alles draußen hören und als ich in's Haus eintrat, stand sie an der Tür und sagte: „Ich hab hier warten wollen, denn auf der Straße können wir uns nicht genug begrüßen." Dann hielten wir uns eine ganze Weile in den Armen, ohne ein Wort zu sagen; die Freude war zu groß.

**Unerwartete Schwierigkeiten.**

Den nächsten Tag brachte mein Bruder die Nachricht, daß keine Zivilisten mehr die Bahn benutzen dürften; nur Soldaten dürften noch befördert werden. Die von Friedrich dem Großen eroberten Teile Polens mußten gerade damals wieder zurückgegeben werden, und diese Maßnahme stieß, besonders in den betroffenen Städten, auf schärfsten Widerstand. Diese waren nämlich mit kleinen Ausnahmen ganz deutsch geworden, und die Polen wurden von den Deutschen immer nur als Menschen zweiter Klasse angesehen. Um sich der polnischeen Seite nicht ergeben zu müssen, flohen die Deutschstämmigen massenweise über die Grenze ins Vaterland. In Oberschlesien hatte man bereits zwischen den Orten, die zu Polen und zu Deutschland gehören sollten, die Grenze gezogen. Kanderzin sollte die Grenzstadt von Polen sein. Weil die Einwohner sich nicht ergeben wollten, sondern zu fliehen suchten, wurde der Bahn- und Postverkehr gesperrt.

Ich hatte nur eine Woche zu Hause bleiben sollen; nun ging es schon in die dritte und ich hatte keine Aussicht, wegzukommen. Auf alle Nachfragen gab es immer nur dieselbe Antwort: Unmöglich; die Bahn fährt nur für Soldaten. Da die Post geschlossen war, konnte ich auch keine Beziehungen mit Schweidnitz unterhalten. Daß ich je nach Amerika gelangen würde, hatte ich in meinen Gedanken längst aufgegeben; denn wie ich nach Hause fuhr, sollte das Schiff in zwei Wochen abfahren; nun aber war es schon die dritte Woche. Ich war der festen Meinung, daß meine Mitschwestern schon längst auf dem Weg nach Amerika seien.

Am Freitag in der dritten Woche ließ mich der Herr Pfarrer zu sich ins Pfarrhaus bitten. Er reichte mir ein Telegramm, das soeben von Schweidnitz an ihn gekommen war. Es enthielt die Meldung, daß die Schwestern am folgenden Sonntag abreisen würden. Wir sahen uns einander fragend an; keiner von uns wußte ein Wort zu sagen. Der gute Pfarrer machte sich schon immer den Vorwurf, er sei an allem schuld, weil er mich nach Hause versorgt hatte. Ich beruhigte ihn; sagte, wir hätten unser Bestes versucht und ich würde einfach bei der nächstbesten Gelegenheit in mein Kloster zurückfahren. Es war Zeit zum Begräbnis einer Frau. Ich ging in die hl. Messe und dann nach Hause; denn ich glaubte, es sei mir nicht erlaubt, mit auf den Kirchhof zu gehen. Kaum war ich daheim angelangt, als ich einen mächtigen Drang in mir verspürte, auf den Friedhof zu eilen.

**Die glückliche Wendung.**

Ich versuchte, dem Drang zu widerstehen und fing an, der Mutter von meiner Unterhaltung mit dem Pfarrer zu erzählen. Ich hatte aber keine Ruhe und es war, als zöge mich eine geheimnisvolle Gewalt hinaus. Ich legte meinen Mantel wieder um und ging zum Friedhof. Ich wählte einen Seitenweg und kam noch rechtzeitig zur Beerdigung hin. Gesellte mich zu meiner verheirateten Schwester und als alles vorüber war beteten wir noch am Grabe unseres Vaters. Unterdessen waren die Leute auseinander gegangen und auch wir rüsteten uns zur Heimkehr. Da trat uns ein ungefähr 20 Jahre altes Mädchen in den Weg. Sie redete mich an und sagte: „Sie wollen nach Amerika und können nicht. Gehen Sie jetzt sofort nach Schoppinitz zum Priester Wosinok. Er hat den ganzen Reiseverkehr unter sich und wird Ihnen durchhelfen. Er kommt bisweilen unerwartet und nur auf kurze Zeit nach Hause, um nach seiner schwerkranken Mutter zu sehen. Er ist gerade jetzt wieder bei ihr; gehen Sie gleich hin." Ich dankte dem Mädchen und gab ihr die Hand. Es ist, als fühle ich ihre Hand noch heute in der meinigen; sie schien mir bei der Maienwitterung, wo die Sonne warm herunter schien, so kalt. Die Art und Weise wie sie sprach, so gemessen Wort für Wort, fiel uns beiden auf; nicht minder auch ihr starrer Blick. Als wir uns von dem

## An unsere Leser

**Schreiben Sie sich bitte unsere neue Adresse auf. Sie lautet: „Der Marienbote", The Marian Preß, St. Thomas College, Battleford, Sask., Canada. — Viele unserer Leser waren während der letzten Monate sehr unruhig. Einige meinten gar, der Marienbote sei gestorben. Der Marienbote lebt aber immer noch. Durch den Umzug der Druckerei von Regina nach Battleford hat sich unsere Oktobernummer etwas verspätet. Nun wird das Blatt jedoch wieder ganz regelmäßig kommen, und zwar immer so um den 15. des Monats.**

**Jetzt ist auch wieder Zeit, das Lesegeld einzuschicken. Benutzen Sie bitte unsere neue Adresse. Und suchen Sie neue Leser zu werben.**

**Mit freundlichen Grüßen in Gott**

**Die Schriftleitung.**

# Herzlos sind unser Tage...

Der Evangelist Johannes erzählt uns im 8. Kapitel seines Evangeliums von einer Ehebrecherin, die von den Schriftgelehrten und Pharisäern zu ihm gebracht wurde, daß er sie verurteile.

Jesus sprach damals die seither viel zitierten Worte: „Wer von euch ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein auf sie". Und weiter: „Frau, wo sind sie, die dich anklagten? Hat keiner dich verurteilt?" Sie antwortete: „Keiner, Herr". Da sprach Jesus: „So will auch ich dich nicht verurteilen!"

Hat Jesus die Sünden der Frau gutgeheißen? Nein! Er sagte ja noch zu ihr: „Gehe hin und sündige fortan nicht mehr!"

Jesus hat nicht die Sünde gutgeheißen, sondern er hat damals gezeigt, daß er ein Herz hat, ein Verständnis mit den Schwachheiten der Menschen.

Er wollte den Schriftgelehrten und Pharisäern und allen Menschen lehren, ein Herz zu haben für die Mitmenschen und ganz besonders zu den Schwachen und vielleicht Gefallenen.

Seither sind Jahrhunderte vergangen. Wir Menschen haben diesen Bericht vergessen und sind herzlos geworden.

Heute werden im „Namen des Gesetzes" Menschen von ihrer Heimat vertrieben. Heute rollen im „Namen des Gesetzes" die Köpfe vieler Menschen in den Staub.

Heute werden im „Namen des Gesetzes" Menschen arbeitslos und brotlos gemacht und dadurch in Not und Elend und Verzweiflung gestürzt. Heute eignen sich Menschen im „Namen des Gesetzes" das Eigentum ihrer Mitmenschen an.

Und so könnte man die Aufzählung noch weiter fortführen.

Diese Zeilen sind nicht gegen das Gesetz und die Ordnung geschrieben.

Man kann sich bisweilen des Eindrucks nicht erwehren: die heutige Zeit hat kein Herz.

Wenn Christus, der Herr, der oberste Gesetzgeber, bei der Beurteilung der gefallenen Menschen soviel Herz gezeigt hat, dann müßte diese Tatsache uns doch stutzig machen und uns zur Besinnung anregen! Wir müßten uns doch einmal die Frage beantworten: ob wir nicht in der Ausübung des Gesetzes in manchen Dingen zu weit gegangen sind? Die Ueberlieferung weiß zu berichten, daß dieselbe Frau, die als Sünderin vor dem Herrn gestanden und von ihm begnadigt worden ist, später unter den wenigen war, welche unter dem Kreuze gestanden sind.

Diese Tatsache rechtfertigt die Güte des Herrn.

Diese Tatsache ist auch ein Beweis dafür, daß die Liebe die Macht hat, den Menschen sein Unrecht einsehen zu lehren und ihn auch wieder auf den richtigen Weg zu bringen und einen liebenden und treuen Menschen aus ihm zu machen.

So kündet uns das Herz Jesu die Lehre, welche ein Dichter mit den schönen Worten ausgedrückt hat: „Mit dem Herzen suche die Menschen, denn der Liebe allein öffnen die Menschen ihr Herz."

E. J.



Man muß wenigstens so viel Zeit anwenden, Gott für seine Wohltaten zu danken, als man gebraucht hat, darum zu bitten.

Verleumdungen sind uns ein Grund, Gott zu danken und uns zu freuen, wenn wir zu dem, was man von uns spricht, keine Veranlassung gegeben haben. Glücklich sind wir, wenn Gott uns würdigt, „um der Gerechtigkeit willen" zu leiden, die Verachtung und Beschämung zu lieben und Böses mit Gutem zu vergelten.

---

Mädchen trennten, fragte ich meine Schwester, ob sie es je gesehen. Sie antwortete, sie glaube sie nie gesehen zu haben . Wir schauten uns uns noch einmal nach ihr um; doch keine Spur schien von ihr geblieben. Wie konnte sie nur so schnell verschwunden sein! Wir schauten noch zwischen den langen Gräberreihen umher, aber auch da war nichts zu sehen. Meine Schwester eilte dann nach Hause, denn es ging dem Mittag zu. Ich nahm den Weg nach Schoppinitz.

Nach einer guten halben Stunde und vielen Fragen fand ich das Haus des Priesters Wosniok. Auf wiederholtes Klopfen hin kam ein geistlicher Herr heraus und starrte mich fragend an. Meine Frage, ob ich richtig sei, bejahte er. Er fügte hinzu, daß er kein Klopfen gehört hätte, sei aber gerade im Begriff gewesen, wieder fortzugehen. Als ich ihm dann erzählte, was ich vor mir hatte und wie ich zu ihm geschickt wurde, schien er aus dem Staunen nicht heraus zu kommen. Er fragte dann noch einiges mit Bezug auf meine Reise und machte mich aufmerksam auf manche Unannehmlichkeiten, die mir auf der Fahrt begegnen könnten, vor allem in Kandcerzin. Er versprach auch dafür zu sorgen, daß ich am Abend mit dem Soldatenzug abfahren könne. Dazu fügte er einen Ausweis mit seiner Unterschrift und seinem Stempel und betonte, daß ich die bei jeder Schwierigkeit zeigen sollte; mehr könne er für mich nicht tun. Dann führte er mich zu seiner Mutter, die wie bewußtlos in ihrem Bette lag. Ein Borromäerin pflegte sie. Mit dem Segen des Priesters zog ich von dannen.

(Schluß folgt)

# vom Schusterseppel



Liebe Leit!

Do bin ich wieder eimol im Mariabot, ich, wo ich ein guter Frend zu Eich alle bin. Die Leit hen gemeint, wie daß ich perhaps schon gestorben bin, und niemond net hot von meinem funeral ghert. Ich hen ober noch kein Funeral net g'hat, vonwege weil ich noch net gestorbe bin. Die Ursach, von was wellen Gründen ich kein Wort net mehr für den Mariabot g'schriebe hob, is meine Krankheit gewest und das wichtige Amt, was welles ich durch das vote von unsrer Kerchengemand bekomme hob. Ihr derft's ober wiesse, liebe Leser und Leserinnen, wie daß mein Gewissen, was welles Gewiessen ganz katholisch is, mich arg geplogt hot, vonwege weil ich solange net mehr geschriebe hob. Und meine Pauline, was mein mir angetrautes Weib is, hot mich noch ärger geplagt. Alle Täg hot sie ieber mich gesproche:

„Seppel", hot sie g'sagt, tust net fier uf den Mariabot schreibe? Huck dich hin, sei net blöd, der Poter werd's dir net verargen vonwegen weil du nix net geschrieben hoscht. Tu heit schreibe."

Und gechtern hen ich mich auch hing'huckt und hen mit das Schreibe angefange. Es is ober net gange, vonwege weil ich solange net mehr das Schreibe gepractist hob. Ober heit, liebe Leser und Leserinnen, heit tut's gehe wie bei einem von die berühmte Männer, was Biecher schreibe tun.

Nun wollt Ihr doch auch wiesse, was welles wichtiges Amt ich von unsre Gemande anvertraut bekomme hob. Aus solle Ursach muß ich Eich vermelde und zu wiesse gebe, wie daß ich uf meine alte Toge noch zum Kerchenvater worde bin. Man het mir die Verantwortung ufgelegt, den Altor in unsrer Kerch und auch die Sakristei zu iebernehme. Wenn der Poter fier um das Amt zu holte kummt, muß schon alles fertig sein, die candles, das Rauchfaß fier uf den incense, das Meßbuch, die Meßgewänder, was man vestments heiße tut, das Weihwasser fier uf den Asperges und unerschiedliche anre Sachen. Desch is arg viel nochzuschauen, selles kann ich Eich soge. Die größte Plog fier einen guden Katholiken, was Kerchenvoter is, sein ober doch die Meßbube. Immer sein sie am Schwätze, lieber Leser und Leserinnen, und allemol sein sie da, wo sie net sein sollen. Und die Meßgebät: Die versteht ja kein Herrgott net, wie desch von die Meßbube kommt! Ich hen schon ein poor mol ieber unsren Poter g'sogt: „Poter", hen ich mit Anstand gesproche, wie sich das zum Poter zu rede gehert, „die Meßbube mießt Ihr Eich eimol vornehme. Die breichen den Riemen, desch is was sie breichen."

Ober unser Poetr, der is halt net fier den Riemen. Er tut jetz die Meßbube teache, wie daß man antworte tut und wie daß man sich am Altor betroge soll, so daß die ganze Gemande ihre Freid an die Meßbube hot. Ober ich sog ja immer: Unsre Jugend is net mehr, was mir gewest sein.

Lieber Leser und Leserinnen: Jetz muß ich Eich bekennen, daß mich meine Pauline gestoppt hot. Wie sie gelesen hot, was ich von uns g'sogt hab und von unsre Jugendzeit, da hot sie mich ersicht ang'schaut, und dann hot sie g'sogt:

„Seppel", hot sie g'sogt, „jetzen ober langst! Jetzen tust mir ober kein Wort mehr schreibe vonwege daß du und daß die anre Mannsleit, was jetzen in deinem Alter sein, so heilige Bube gewest woren. Jetzen wersicht ober auch ein bischen die Worheit soge!"

Ja, liebe Leit, die Worheit muß halt raus, vonwege weil das Lugen fiendhoft is und sich uf einen Kerchenvoter net paßt. Wie ich noch jung g'west bin, hot mich mein Voter zum Poter g'nomme und hot g'sogt, wie daß ich Meßbub werde soll. Und fier lange Johre hob ich die Meß gedient. Wie ich dann uf Canada bin, bin ich noch als junger Mann Kerchenvoter worde. Ober, desch muß ich bekennen, in soller Zeit bin ich noch arg wild gewest. Do hot man noch immer Sachen im Kopf g'hat, was sich net fier uf einen Kerchenvoter possen. Mir sein zwei Kerchenväter gewest, der alte Gullinger Peter und ich. Der Gullinger Peter is so wie ein Vormann gewest und ich so wie ein Gehilf. Ihr mießt's nämlich wiesse und zur Kenntnis nehme, daß der Gullinger Pteer klein gewest is und arg fett. Und von wege weil er klein wor und fett, aus soller Ursach hot er net verstanne, bis uf die großen candles h'nufzulange, was welle candles beim Amt angezünd werde. Erschtens sein seine Arme zu kurz gewest, und zweitens hot er ein sollen dicken Bauch g'hat, desch er gornet an den Altor rankomme is. Immerhot er ein Fuß vom Altor stehn miesse, und

desch hot des H'nuflangen zu die candles noch schwerer g'macht.

So bin ich also zum G'hilf-Kerchenvoter worden.

In soller Zeit is es noch so in der Prärie gewest, daß man sich in jeder Gemand gestrietten hot. Gestrietten unnereinanner, und gestritten mit dem Poter von wege das Kerchenbauen und die Pfarrheiser. Ihr kennt's Eich ja noch gut erinnre, liebe Leser und Leserinnen, wie das in sellen Johre bei uns zugange is. Mir hen viel fun g'hat und arg viel Uffregung, was welle Uffregung uf jeder meeting vorkomme is. Heit is das net mehr, vonwege weil die Zeiten immer schlechter werde und vonwege weil die Jugend net mehr so katholisch is wie mir Alte.

Anyway, liebe Leit, in soller Zeit is auch bei uns viel Uffregung vorkomme, und ich und mein Vormann, der Gullinger Peter, desch muß ich leider soge, mir hen mit die Leit vom southwest und vom southeast corner von unsre Gemand gegen den Poter geholte.

Unsre Kerch hat schon gestanne, und jetzt hen mir arg vonwege des Pfarrhaus gefeitet. Der Gullinger Peter hot g'sogt: „Die Kerch steht uf mein Land, das Pfarrhaus muß auch uf mein Land." Alle seine Freind und Geschwister und Geschwisterkinner hen mit dem Peter geholte. Und ich auch. Der Poter aber, und die arme Leit hen g'sogt: „Das Pfarrhaus werd uf dem Grober Franz sein Land stehn, vonwege weil der Weg am Grober Franz sein Land vorbei geht."

Und so hen mir denn getreilich gefeitet, wie es in sollen Johren Sitte und guder Brauch gewest is, und der Poter, desch kennt'r Ihr Eich wohl denke, ohne daß ich Eich solles explaine muß, der Poter also is sehr unzufrieden mit seine zwei Kerchenväter gewest. Mir ober hen unser Amt sehr getreilich versorgt und mir hen alle Sunntag in der Kerch den Rosenkranz vor dem Amt vorgebetet. Solles hot der Poter geglieche, und von wegen dem Rosenkranz hat er uns net gefeiert. Desch mir zwei und viele anre Leit die Meinung im Kopf ghat hen, den Rosenkranz gegen den Poter zu bete, solles hot unser Prieschter ja net g'sehn, vonwege weil kein Mensch dem anren net in den Kopf schaun kann. Hätt' der Poter unsre Meinung g'sehn, dann hätt er uns uf den Tag gefeiert. Und desch hen mir net gewollt, von wege weil der Kerchenvoter doch ein heiliges und ehrenvolles Amt innholte tut.

Do is ober noch ein zweiter Grund gewest, warum daß der Gullinger Peter und warum daß ich das heilige Amt von einem Kerchenvoter net hen uffgebe wollen. Der Peter, solles mießt Ihr nämlich wiesse, hat ein arg strenges Weib g'hat und einen arg großen Durscht. In die beerparlors hot er net h'neingederft, sonst hätt's ein Unglück daham gebe. Und an die liquor stores hot er auch kein Brief schreiben gederft, vonwege, daß die clerks vom liquor bord ihm Wein zuschiecke solln oder ein Gallon Wein. Der Peter hat es sich aus soller Ursach anners eingericht. In sollen Jahren hat's ja noch homebrew gebe, viel besseren als in unsre heitige schlechte Zeit. Plenty homebrew hot's sollermals gebe, und der Peter hot plenty gekauft. Was ober das Argste gewest is: Der Peter hot sich die zweite Sakristei ausgepickt fier uf das party holte mit seine Freinde. Ueber mich hot er g'sorgt: „In der großen Sakristei zu trinke, desch is eine Siende, vonwege weil der Poter sich dort anziehe tut. In der kleinen Sakristei ober, wo alles Gerumpel stehn tut, dorten is es keine Siend, wenn man dadurch den Frieden in der Familie ufholte kann."

Und ich hob mir solles einrede lessen, vonwege weil ich doch auch den Frieden in der Familie als schwere Sorge empfunne hob. Die Pauline nämlich, was mein Weib is, hat mich arg gewatscht, vonwege daß ich ja net einer von die homebrewtrinker werd.

Arg hen mir's jo net in der Sakristei getriebe. Es war nur immer uf den Samstog gewest, wenn mir die Kerch hergericht hen. Noch der Orbeit hen mir uns dann ganz still zusamm'g'huckt und hen unser eignes busineß gemeint. Hier und do sein auch ein poor anständige Freind zukomme, und mir hen uns ganz still unerholte.



Sollermol hen ich noch net verstanne, daß eine party in der Sakristei siendhoft is. Ich hob das erst erfohre, nachdem daß mir der Herrgott grad wie ein Dunnerwetter den rechten Weg g'wiese hot. Und solle Geschicht hot sich so zugetroge:

An einem Samstag Obend hen mir, der Peter, zwei von seine Freind und ich, ganz still in der Sakristei g'huckt und hen uns ieber die schlechte Wertschaft von unsre Regierung unnerholte. Mir hen wieder homebrew bei uns g'habt, mir hen ober niemols net im Sinn getroge, uns zu betrinke, vonwege weil sich das net in der Sakristei paßt.

Wie mir so gesesse hobe, hinner zugemochter Tür, da uf eimol hen mir g'hert, wie daß jemand in die Kerch reinkomme wor.

„Seid's still, das werden ja wohl Kinner sein", hot der Peter g'sogt. Er hot die Flasche ober net fortg'nomme. Ja, er hot sogar den mistake g'mocht, noch eimol in die Gläser einzugieße, was mir immer an Hand g'hat hen.

Grad hob ich mein Glas ufhebe wollen, da uf eimol is doch die Tür ufgange und h'nein kommt der Poter mit zwei anre Päter.

Der Peter und mir alle sein gleich ufgesprunge. Der Poter hot uf uns g'schaut und hot ganz verwundert gesproche:

„Ja, was is denn das fier eine meeting?"

Und jetzen hot der Gullinger Peter den zweiten mistake gemocht, in dem daß er zur Antwort gebe hot:

„Desch is keine meeting, Poter. Die Leit hier sein nur um Weihwasser komme."

Wie er solles gsogt hot, da is aber einer von die visiting Päters uf uns zugange, hot die Flasche ufgehobe und hot ieber unsren Poter g'sogt:

„Ja, Poter, seit wann tut's Ihr denn hier bei Eich blaues Weihwasser schaffen?"

Unser Poter hot gleich nach der Flasche gegrieffen, hot daran gerochen, und die gonze Wohrheit hot sich gleich uffgewiese, vonwege weil ein Poter doch ein gestudierter Mann is, was gleich weiß, wie das Weihwasser und wie das homerbrew rieche tut.

„H'naus mit Eich, Ihr siendhafte Gotteslästerer!", hot unser Poter so laut gekommandiert, daß mir ober gelaufe sein wie noch nie net. Das Aergste is ober gewest, daß der Poter mit die zwei anre Päter gleich zu unsre Weiber h'nieber is, wo er ganz ufgebracht vermeldet hot, was welle ungude katholische Leit mir sein.

Und daham, liebe Leit, da hat's was gebe, desch kann ich Eich verrote! Ich will ober lieber kein Wort net darieber rede, vonwege weil ich mich gornet mehr an die viele und unnerschiedliche Worte erinnren kann, was meine Pauline ieber mich g'sogt hot. Die Schand is ober noch größer worde, als der Poter uns in der Kerch grad bei unsre Name genennt hot, was ich in Reu und Leid ang'nomme hob. Ich und der Gullinger Peter, mir hen uns sollermals richtig bekehrt, ober zum Amt fier uf den Kerchenvoter hen mir es net mehr geschafft.

Heit bin ich wieder Kerchenvoter. Aber, liebe Leit, mein Haar is grau und mein Verstand hot sich increased, was man uf gudes Deitsch nennt: Mein Verstand is zur Erfohrung komme, wie daß solle Sachen net christlich sein. Ober ieber die Meßbube tu ich doch kloge. Denn so arg sein mir doch net gweest, net ganz so arg wie die heitige jiengere Generation, mit was wellen Grießen ich fier heit schließe tu, indem daß ich Eich verspreche, im nächsten Mariabot und in noch viele anre Mariabot Eich noch viel mehr Stikkel zu verzähle, und in dem daß ich bin und bleibe

Eier getreier Schusterseppel,
Leser und Schreiber vom Mariabot und Kerchenvoter.

## Mutter du, vom guten Rat

Heil'ge Mutter, hilf und schaue
Mild auf mich, dein armes Kind.
O Maria, ich vertraue,
Daß ich bei dir Hilfe find.
Dir nur klag' ich meine Schmerzen,
Wenn mir banger Zweifel naht.
Du bringst Hilfe meinem Herzen,
Mutter, du, vom guten Rat.

Schaue, Mutter, wieviel Sorgen
Mich bedrängen Tag und Nacht.
Neues Leid bringt jeder Morgen,
Doch vertrau ich deiner Macht.
Keiner hat umsonst gebeten,
Der mit wundem Herzen bat,
Hilf auch mir in meinen Nöten,
Mutter, du, vom guten Rat.

Bleib mir nahe, jetzt und immer,
Glück und Trost bringt deine Hut!
Du, der letzten Hoffnung Schimmer,
O, dein Blick macht alles gut.
Dankbar will ich dir ergeben,
Treu dir sein in Wort und Tat;
Treu durch all' dies arme Leben,
Mutter, du, vom guten Rat!

# Der Dezember

Vom Reinmichel.

Das Jahr stirbt nicht, es schläft nur. Es schläft einen so tiefen Schaf, wie ihn alle Siebenschläfer miteinander nich zusammenbringen. Auf sein Blühweißes, molliges Federbett fallen hunderte silberner Sternlein, die flimmern und lichteln wie die Johanniskäferchen in der Juninacht, und darüber wölbt der Himmel seinen mächtigen, azurblauen Baldachin. Der Mond kugelt unterdessen lustig um die Welt herum. Zur Nachtzeit lacht er verschmitzt mit dem halben und dann mit dem ganzen Gesicht spöttisch auf die siebzigmal Siebenschläfer herab. Doch bald wird ihm selber schummelig im Kopf, er zieht seine schwarze Schlummermütze tief und tiefer über die Wangen herab, schläft am hellen Mittag ein und wacht erst um neun Uhr, elf Uhr nachts wieder auf. Und einmal mitten in der Nacht weckt ihn ein sonderbares Getön. Er spitzt die Ohren und lauscht. Richtig — da geht ein wundersames Klingen durch die Welt. Das kommt von oben herab wie Engelssang und schallt von unten herauf wie Glockenhall. Da fährt er lüftig in die Höhe, späht umher und dehnt seine Ohren nach links und rechts. Wahrhaftig, es tut zusammenläuten. Tausend und tausend Glocken klingen — auf den Bergen, in den Tälern landauf, landein. Nun springt der Mond von seinem Lager auf und geht Umschau halten. Ueberall, wo er mit noch halb bermummten Gesicht zu den Fenstern hineinguckt, sieht er drinnen ein Tannenbäumchen, das Aepfel und Birnen trägt; und daneben blüht das Bäumchen noch, aber die Blüten sind strahlende Lichtlein. In den Stubenecken prangen malerische Weihnachtskrippen, die Menschen singen und jubeln. Vom Kirchtum blasen die Musikanten: „Stille Nacht, heilige Nacht, die der Welt das Heil gebracht"; im Gotteshaus funkelt der allerfestlichste Glanz, hundert und hundert Lichter flammen auf, die Orgel rauscht, und der majestätische Glockenchor trägt den Herzensjubel der Menschen hinaus in alle Welt. — — — Es gibt viele hochheilige Tage, aber es gibt nur eine Heilige Nacht, und diese ist schöner, wonniger, herrlicher, prunkvoller als die höchsten Tagesfeste.

Da sagt man, die Adventszeit sei genau so eine ernste Zeit wie der Fastenzeit. Du lieber Gott, Du mußt uns schon verzeihen, daß wir vor der heiligen Weihnacht den Ernst und die Tränen nicht aufbringen können, die wir in der Zeit vor Deiner heiligen Auferstehung haben. Es ist jetzt im Dezember alles viel zu lieb und zu schön, um trauern zu können. Wir können nicht weinen, wenn wir an Dein Kripplein denken, wir können nur lieben und mit den Englein jubeln. Immer nur jubeln, wie die Adventsglocken, die niemals ernst sind, so ernst auch der Kirchenvater sie läuten mag. Die liebe Maria, der gute, treue, heilige Joseph, Ochs und Esel und Englein — und das Jesuskindlein in der Krippe, das alles umzaubert uns alle, die Großen und die Kleinen, den Glaubenden und auch den Ungläubigen, den Warmen und auch den Kalten. Und alle möchten wir Gutes tun, Liebes um uns herum verbreiten und singen und uns freuen. Und das alles jetzt schon, in der Zeit der Vorweihnacht.

Draußen stürmt ein wilder Wind. Hei, wie der alte Geselle jetzt doch so ganz anders ist als im trüben November oder im kalten Jannar! Heute ist es geradezu ein Lust, ihm zu lachen. Als wenn er das wildfreudigste Gloria sänge, das auf Erden gesungen werden kann, so klingt es von diesem Gottesmusikanten in alle Winkel und Ecken der Wege und Stege hinein.

# Die Makelosse

Von dichten Dornen rings umgeben,
Blüht eine Lilie rein und weiss,
Die makellos von Herz und Leben —
Des Himmels und der Erde Preis!
Maria ist's, die Sündenreine,
Von der Gott sagt vor aller Welt:
"Ganz schön bist du im Tugendscheine,
Und keine Makel dich entstellt."
Durch ihre Reinheit ohnegleichen
War sie des Heil'gen Geistes Braut,
Mit seiner Gnadenfüll', der reichen,
Hat er ihr reinstes Herz betaut.
Und ihre Demut zog hernieder
Den ew'gen Sohn von seinem Zelt,
Und ihr Gehorsam brachte wieder
Des Vaters Huld der sünd'gen Welt.
So steht sie da im hehrsten Lichte,
Die Jungfrau Mutter, wunderbar,
Vorher geschaut schon im Gesichte
Von der Propheten heil'ger Schar.
Im Alten wie im Neuen Bunde
Preist selig sie der Seher Chor,
Und jedes Aug' in weiter Runde
Blickt hochentzückt zu ihr empor.
Denn ihrem Herzen sollt' entspriessen
Das wunderbare Davidsreis,
Durch ihre Hand das Heil ergiessen
Sich auf den ganzen Erdenkreis.
Sie ist die Hoffnung aller Sünder
Der Christen Hilf', der Kirche Stern,
Und nur, wenn wir Mariens Kinder,
Steht offen uns das Reich des Herrn.

# Dies und Das

**Advent.** „Aus der Tiefe rufen wir zu Dir, o Herr, Herr, erhöre unsere Stimme!" Wo ist dieses Adventsrufen nur geblieben? So kann nur der Mensch beten, dem Gott immer noch die allergrößte aller Sehnsuchte ist. Und so beten auch nur Zeitalter, denen der Herr mit hinzugehört zu den Geschehnissen der Erdentäler. Dem Gesetze Gottes nach ist die Erde mit all' ihren Menschen, Gütern, Streben und Zielen Eigentum des Schöpfers. Die Menschen haben sich jedoch ein anderes Gesetz gemacht, und nach diesem Gesetze hat Gott gar nichts mehr in den Erdengeschäfte zu sagen. Ja, „wir haben ein Gesetz, und nach diesem Gesetze muß er sterben!"

Das neue Erdengesetz soll uns helfen, aus unseren Nöten herauszukommen. Wie steht es aber um unsere allergrößte Not? Welches ist überhaupt unsere größte Not? Daß wir Gott verloren haben und daß wir Ihn nicht wieder finden wollen, das ist unsere größte Not — nicht aber unser größtes Leid!

Nun klingen wieder die Adventsglocken. Sie singen uns vom kommenden Erlöser. Vom Emmanuel, dessen Macht und dessen Erlösungswunder wir uns kaum noch die Mühe geben zu erkennen. Und doch: Je mehr man sich in Ihn vertieft, der unser Retter ist, umso mehr erschauert man in beseligender Freude. So wie Er kann keiner retten, kein Reicher der Welt und kein Mächtiger der Erde. Niemand kann uns geben die Seligkeiten der Stillen, Heiligen Nacht. Dieser Nacht, die so voller Engelsingen ist vom Erbarmen Gottes.

O wie weit sind wir doch vom Verständnis der einzig wichtigen Dinge entfernt. Kahl und öde sind wir geworden, seit dem wir die Sehnsucht nach Gott verloren haben und kein Leid mehr empfinden, wenn wir der Liebe Gottes gedenken. Hier und da leben ja noch Menschen, die wie die einsamen Propheten des Alten Bundes dastehen und aus ganzer Seele zu den Sternen hinaufklagen: „Tauet, Himmel, den Gerechten, Wolken, regnet Ihn herab!"

Der Durchschnittschrist hat kein Verlangen mehr, Ihn wieder zu sehen, Ihn hier auf Erden und tief im Herzen wiederzuhaben, Ihn mit all' Seiner Reinheit, Güte, Heiligkeit und Sühnebereitschaft. Zu Ihm hinauf in den Himmel zu kommen, nachdem wir einmal gestorben sind, um mit Ihm die Freuden des Himmels zu leben und in Ewigkeit nie die Hölle erkosten zu brauchen, das möchten wir ja wohl alle. Aber, den Erlöser auf Erden wieder zu haben, mit Ihm in dieser Welt schon heilig und Christusgleich zu leben, danach haben wir weit weniger Verlangen.

Und doch hat Gott uns nur dazu erschaffen.

Wir Ungetreuen! Wie lange denken wir noch so weiter leben zu dürfen, wie wir heute leben? Wie lange wagen wir noch derartige Worte „zu fromm" zu nennen? Ist Gott heute etwa heute unheiliger als Er es vor tausend Jahren war, so daß wir Ihm heute „nicht so heilig" zu dienen brauchen, als Ihm die Menschen vor tausend Jahren dienten? Hat etwa jemand von uns von Gott gehört, daß Er seine ewigen Gesetze geändert habe und von uns heute weniger verlange als Er von Seinen Heiligen und von den heiligen Zeitaltern der Geschichte forderte?

Da ist ja gerade unsere Sünde: Daß wir nicht mehr sehen, obwohl wir Augen haben, und nicht mehr hören, obwohl wir hören können! Eine Stimme in der Wüste nennt die heilige Bibel das Rufen Johannes des Täufers. Eine verlorene Stimme in der Wüste ist heute die Stimme Gottes — so möchte es uns fast scheinen.

Hier und da hören aber doch noch Menschen auf, wenn von irgendwoher das Rufen Gottes erklingt. Hier und da gibt es doch noch Heilige, die mit uns harren auf die Stunde, in der uns Gott einen oder zwei oder noch mehr ganz große Heilige sendet, deren Gottesglut uns endlich einmal aufrüttelt aus unserem sündhaften Schlaf. Solche Stunden hat es bereits auf Erden gegeben. Beten wir, daß sie wieder kommen. Etwas muß ja kommen, entweder ein großes, schreckliches Gottesgericht, oder ein plötzlich erscheinendes Licht, das aus den Augen plötzlich vor uns stehender Heiligen strahlt und uns packt und aufwühlt und in die Knie zwingt. Etwas muß geschehen, so wahr Gott lebt und Seine Gerechtigkeit von Ewigkeit zu Ewigkeit herrscht.

Advent! Du liebe Zeit der großmütigen Erbarmung, so großmütig, wie sie nur von Gott kommen kann! Kehren wir in uns selbst ein und fragen wir

# RORATE MESSE

**Votivmesse der seligsten Jungfrau im Advent.**

„Gegrüßet sei du, Gnadenvolle; der Herr ist mit dir, du bist gebenedeit unter den Weibern, und gebenedeit ist die Frucht deines Leibens." Lk. 1. (Offertorium der Votivmesse).

„Rorate! Tauet Himmel den Gerechten, Wolken regnet ihn herab! Die Erde tue sich auf und bringe hervor den Heiland!" (Is. 45,8. Eingangsworte des „Rorate", von denen es seinen Namen trägt).

In Maria war das ganze Verlangen der viertausend Jahre vor Christus, dieser langen Adventszeit, verkörpert. Alles bewußte und Unbewußte Seufzen nach einem Retter der Welt fand in ihr den beredtesten Ausdruck! Ihr Leben stand voll im Morgenlichte der Heilandssehnsucht .... Mit schuldlosem Gewissen erblickte sie nur umso mehr das Elend der Sünde, das sie umgab und das Dasein der meisten Menschen ausmacht. Nazareth war eine besonders schlechte Stadt wie schon das allgemeine Urteil zur Zeit Christi hieß: „Kann denn von Nazareth etwas Gutes kommen?" (Lk. 54). Wie die eigenen Mitbürger gegen Jesus gesinnt waren, ersehen wir übrigens aus Lk. 4, 14—30. „Nazarener„ genannt werden gereichte zur Schmach!

In dieser Stadt lebte Maria als reine Jungfrau, auch dem Geiste nach; niemals ist ihr keusches Herz auch nur von einer Sünde befleckt worden. Sie war von Herzen demütig, ernst in jedem Worte, voll Weisheit in ihrem Geiste, karg im Reden, eifrig aber in hl. Lesung. Ihre Hoffnung ruhte nicht auf einem ungewissen Grunde irdischen Reichtums, sondern auf dem Gebete der Armen. Achtsam auf ihr Tun, voll Ehrfurcht beim Reden, verlangte sie nicht nach dem Urteil der Menschen, sondern nach dem Wohlgefallen Gottes. Niemanden verletzen, allen wohlwollen, die Aelteren ehren, Gleichstehende nicht verachten, jede Ueberhebung fliehen, der Weisheit folgen, die Tugend lieben, das war ihr Leben!

Wann hätte sie auch je mit einem Blicke die Eltern verletzt? Wann je den Nächsten gekränkt? Wann den Geringsten verachtet, den Schwachen verspottet, den Hilflosen gemieden? ... Nichts Finsteres im Auge, nichts Ausgelassenes im Wort, nichts Zuchtloses im Handeln, keine weichliche Haltung, kein übermütiges Einherschreiten, keine lose Zunge, ... so war ihr Benehmen! Da haben wir auch äußerlich ein Bild ihres Geistes, eine sichtbare Darstellung der Tugend! (Ambrosius, "Von den Jungfrauen" II. c. 2.). Gewiß hat keine Seele je so from, so inbrünstig und wirksam gerufen: „Tauet Himmel den Gerechten, Wolken regnet ihn herab!" wie Maria in der stillen Verborgenheit ihres Heimatstädtchens ... So fand sie der Engel, so erwählte sie der Hl. Geist. Alle ihre Tage waren wie eine große Adventsvorbereitung. all ihre Werke wie ein tief empfundenes Adventslied, das gar harmonisch und melodienreich in Gottes Ohren erklang und den Erlöser endlich zu ihr zog!

Wir schauen in diesen Wochen vor Weihnachten beharrlich auf Maria! Ihre Vorbereitung, ihr Sehnen und Warten muß uns Führer bleiben in den Tagen vor dem seligen Christfest, wie in den Stunden vor der hl. Kommunion! „Gegrüßt seist du, Gnadenvolle, der Herr ist mit dir!" Und mit diesem Gruße legen wir die Leiden und Ueberwindungen des Tages




vor dir hin, daß du sie dem Herrn bringest als greifbaren Beweis unseres Verlangen nach ihm! ... „Tauet Himmel den Gerechten, Wolken regnet ihn herab!" Spende uns den Heiland, du irdischer Himmel, Tabernakel, Gezelt des Allerhöchsten; im Lichte der Kerzen und der weißen Wolken des Weihrauches möge er zu uns kommen .. Jesus, die süße Adventssehnsucht!

„Siehe, die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären; und sein Name wird heißen: Emmanuel, d. h. mit uns ist Gott!" Is. 7. (Comunio der Roratemesse).
ter, findet der Adventsgedanke, wie

In Maria, der Jungfrau und Mutter, findet der Advents-geanke seinen vollkommensten Ausdruck, so auch seine gnadenreiche Erfüllung. Sie war die erste der Jesus gegeben ward. Sia trug ihn stillbeglückt in ihrem Innern, sie nahm ihn später himmlisch-selig in ihre Arme! ... In Maria schauen wir schon den ganzen Advent hindurch das Werden und Nahen der Weihnachtsfreude.

Hegen und pflegen auch wir jetzt das nahe Weihnachtsglück! Laß seine

---

unsere Seele: Wie groß oder klein ist deine Sehnsucht nach Gott und nach allem, was von Gott kommt?

„Wecke auf, wir bitten Dich, Herr, Deine Macht und komm: eile uns mit großer Kraft zur Hilfe. Laß Deine Gnade uns beistehen und nachsichtig und huldvoll beschleunigen, was unsere Sünden verzögern!"

# Der Schuster von Liebfrauen

Eine Nikolausgeschichte.

Von Betty Schneider.

„Vater!“ Die großen Augen Gretes strahlten. „Vater!“ Am Samstag ist Nikolaus!! Wir dürfen einen Teller aufstellen, ja? Er bringt uns doch was!“

„Teller auff—tellen, Papa!“ zwitscherte das zweijährige Liselein, das nun auch herangetrappelt kam.

Das Klappern und Plätschern in der Küche hörte plötzlich auf. Lene, die Große, horchte. Wartete ängstlich, hoffnungsvoll, was der Vater wohl sagen würde. Ach ja, Nikolaus war immer so schön! Aepfel gab's und Nüsse und sogar süße Plätzchen, und etwas Warmes zum Anziehen. Da lebte halt auch die Mutter noch. Das Kind seufzte.

„Sag', Vater“ drängte die Grete. „Kommt er?“

„Weiß nicht“, brummte der Vater. „Er ist arm dieses Jahr!“

„Ach was“, meinte das Ding. „Er wird schon kommen. Ich stell einfach den Teller auf. Kommen muß er!“

Sie nahm das Liselein an der Hand und tanzte in die Küche zurück.

„Muß, muß,“ brummte der Meister. „Ich muß auch.“ Er packte einen Haufen Schuhe in seine große Kiepe. Dann ging er in die Küche, die Lenes fleißige Hände inzwischen aufgeräumt hatten. Er wusch sich pustend unter der Wasserleitung. Als er dann in seinen Rock fuhr, sah er, die hellen Haare sorglich gekämmt, sauber und nett aus.

Lena bürstete fraulich noch ein Stäubchen von seinem Kragen.

„Gehst in die Stadt?“

„Ja. Heut ist Mittwoch. Muß Schuhe nach Liebfrauen bringen“

„Gehst auch am Samstag wieder hin, Vater?“

„Natürlich. Du weißt doch, Mittwochs und Samstags!“

„Ich dachte nur“, meinte scheu die Lene. „. . . Weil doch — es ist doch Nikolaustag!“ Und ein Fünkchen Hoffnung schimmerte in ihren ernsten Kinderaugen.

„Ach so.“

Der Vater schnallte bedächtig die große Kiepe auf den Rücken.

„Will mal sehen, ob ich den heiligen Mann treffe. Warst ja brav, Mädel! Du und auch die andern.“

Er ging und nahm sein Fahrrad. Die Freude muß ich den Kindern schon machen, dachte er. Haben doch nicht viel Gutes bei mir, ohne Mutter. Was weiß ein Mann davon, was Kindern not tut.

Sinnend radelte er mit seiner Last der nahen Stadt zu.

—

— —

„Je, ist das ein Lärm hier! Man versteht ja sein eigenes Wort nicht!“ sagte die alte Schwester Febronia über den langen Flur des Liebfrauenstiftes schlurfend.

Sie hatte recht. Es war gerade zur Mittagsstunde. Türen wurden geschlagen, die Schelle an der Pforte gellte jeden Augenblick. Vom Speisesaal her hörte man Schwatzen und Lachen und das Klappern der Geschirre. Vor dem „Schwarzen Brett“ stand eine Gruppe junger Mädel, eifrig redend.

„Siehst du, Lotte Deyer hat sich verlobt. Hab ich's nicht gesagt?“ —

„Am Samstag abend punkt Acht kommt der Nikolaus. Hei da gib's vorher wieder das große Festessen! Fein! Ich glaube, es wird schon jetzt gebacken. Es riecht gerade so!“

Nikolausabend war das große Hausfest in „Liebfrauen“, dem Heim für berufstätige Mädchen. Nikolaus wurde an Stelle des Weihnachtsfestes gefeiert, denn an den Weihnachtstagen waren doch die meisten Bewohnerinnen des großen Hauses in der Heimat. Und einmal im Jahre sollten doch alle vergnügt beisammen sein und ein paar schöne Stunden verleben. So war es Brauch von jeher.

Die Schwestern und die Küchenmädchen setzten alles daran, um den Tag wirklich festlich zu gestalten. Sie waren unermüdlich im Kochen und Backen und Schmucken, und Ueberraschungen und große Bescherung gab es auch. War's verwunderlich, daß schon heute, am Mittwoch, das Haus beinahe auf dem Kopf stand?

„Der Schuster ist da!“ Ich muß schnell laufen!“ stürmte ein großes Mädel über den Flur.

„Warum läuft sie denn so?“ frag-

---

zarte Knospe sich langsam im Herzen erschließen! . . . Bei der hl. Kommunion suche so lieb und kindlich mit dem Heiland umzugehen als möglich, ähnlich wie seine unübertreffliche Mutter! Denke ganz an Jesus, vernachlässige ihn nicht, sonst müßte er von dir sich abwenden und dich verlassen. Lebe ein inneres, verborgenes Leben mit deinem eucharistischen Gott. Schütze ihn vor Gefahren! Verteidige ihn gegen die Versuchung und Aergernisse, gegen Lauigkeiten und Leidenschaften! Wiederhole es immer wieder: „Gott ist mein und ich bin sein . . . “ (n. Hohelied 2, 16). Ihn will ich nicht lassen. Eher laß ich alles andere!

Schon sehe ich von weitem den Weihnachtsstern funkeln und strahlen! Dort singen die Engel und läuten die Weihnachtsgocken . . . Eine Weile noch und ich knie mit Friedenswonne an Christkinds Krippe . . . wieder eine kurze Weile und ich bin auf immer beim Heiland im Himmel!

O Emmanuel, mein Emmanuel, komm! Sei täglich wirksamer mein Seelengast!



te Hanne Feldmann. „Und was hat sie mit dem Schuster?"

„Ach, du kannst fragen. Aber verzeih', du bist ja noch ein Neuling im Hause", sagte Hilde Abeler, ein braunhaariges, hübsches Ding. Der Schuster steht jeden Mittwoch von 12 bis 1 Uhr und jeden Samstag von 7 bis 8 Uhr dort an der Treppe, immer am gleichen Platze. Er bringt die reparierten Schuhe und nimmt „kaputte" an. Also wenn du etwas zu machen hast, brauchst du es nur hinzubringen. Er arbeitet gut und ist sehr billig. Na, er hat ja auch genug zu tun. Wir sind hier über 100 Mädel!"

Die beiden Mädchen gingen ihren Zimmern zu.

„Hilde! Hilde!" rief eine lachende Stimme. „Komm doch mal schnell, ich muß dir was erzählen!" —

„Das ist Else Pütz! Da muß ich schnell mal hin. Ich komme gleich nach. Augenblick!"

Sie wandte sich und wurde von der rothaarigen Else fortgezogen.

„Komm mit, ich weiß was Komisches. Ich muß nur noch zum Schuster, aber ich will's dir schnell vorher erzählen. Denk mal, die Anne! Du kennst sie doch?"

„Ich weiß nicht — im Augenblick wirklich nicht."

„Doch, natürlich kennst du die! So 'ne Dunkle! Bißchen bäurisch angezogen! Sie hat so etwas im Gesicht, so rote Flecken, ich weiß nicht, wie man das nennt. Arbeitet bei Simons in der Nähstube!" —

„Ach so, die! Ist ein armes Ding."

„A r m ? Na, hast du Ahnung! Weißt du, was die gemacht hat? Eine Puppe hat sie sich gekauft! Eine Puppe für 23 Mark! Hast du Worte? Das soll ihr Nikolausgeschenk sein, das sie sich selber schenkt, hat sie der Lotte erzählt. Monatelang hat sie dafür gespart! Sie wäre immer so allein hen! Und da kauft sich das Menschen- — na wer möchte auch mit der gekind eine Puppe! Zum Schreien! Ich hätte lieber sonst was gemacht. Denk mal, 23 Mark! Wie oft kann man dafür ins Kino gehen! Und — nein, es ist unerhört, 23 Mark. Das gibt ja Dauerwellen! Die ich unbedingt haben muß! So ein Schaf!"

„Nun, so ganz dumm ist sie doch nicht„, meinte Hilde sinnend. Ich kann das schon verstehen. Ein Mädchen, das einsam ist, viel verlacht und verspottet, von den anderen zurückgesetzt, von der Natur gezeichnet — jedenfalls ist eine Puppe nicht der schlechteste Trost. Sie hat gewiß ein sehr gutes mütterliches Herz, und da sie keinem ihre Mütterlichkeit schenken kann, herzt sie eine Puppe. Armes Ding!"

„Armes Ding!" spottete die Rothaarige lieblos. „Eine Puppe her-

zen?" Sie lachte unbekümmert. „Ich herze lieber Sonntags meinen Fridolin!"

„Du, sei nicht so laut, da steht der Schuster!"

„Der kümmert mich nicht. Geh, du bist heute langweilig. Besuch doch die Puppenmutter! Da paßt du hin!"

Sie trällerte ein Liedchen und ging eilig davon.

Es wurde allmählich stiller im Hause. Meister Alois packte die ledernen Patienten in seine Kiepe. Gerade wollte er sie wieder aufschnallen, als noch schnelle Schritte näherkamen.

„Meister, bitte, noch einen Augenblick! Ich habe noch ein Paar Schuhe!"

Die Puppenmutter, dachte Meister Alois, als er sie sah. Er konnte das Gespräch vorhin mit anhören.

Das Mädchen stand vor ihm und reichte ihm braune, abgenutzte Halbschuhe.

„Sehen Sie, hier ein Riß im Oberleder. Machen Sie das doch fein, damit man's nicht sieht! Und die Absätze sind schief. Gummi bitte, das hält länger!"

Sie steckte ihm die Schuhe in den großen Korb.

„Samstag abend bring ich sie wieder!"

„Schön, Meister. Ich kann sie gut gebrauchen. Also bis Samstag! Nun haben Sie schwer zu tragen. Müssen weit gehen?"

„Ziemlich, Fräulein. Dönberg, draußen vor der Stadt. Aber ich hab ein Rad. Da komm ich schnell heim. Muß mich eilen, die Kinder warten."

„Ach, Sie haben Kinder?"

Die braunen Augen wurden ganz groß vor Glück. Kinder!

„Drei hab ich. Blonde, liebe! Zwei Jahr das Kleinste. Die Frau starb voriges Jahr."

Er würgte etwas herunter. Die schmale Mädchenhand — eine zarte, blasse Hand, wie sie Näherinnen oft eigen ist — rührte in scheuem Trost an seinen Aermel.

Was hat sie für schöne, braune Augen! Gute Augen, dachte er.

„Grüßen Sie Ihre Kinderlein! Kinder hab ich lieb. Möchts sehen, das kleinste!"

„Kommen Sie einmal! Sind liebe Kinder alle drei!" —

„Ach, ich hab so wenig Zeit jetzt. Vor Weihnachten muß viel geschafft werden. Später vielleicht mal! Aber grüßen Sie die Kleinen!"

Sie ging.

Ihm war ganz leicht ums Herz. Behend schwang er sich draußen aufs Rad. Kinder hab ich lieb, klang die Mädchenstimme. Es war ein schönes Lächeln im entstellten Antlitz. So ein armes Ding, und eine so gute Seele!"

Zur Vesperstunde kam er heim. Die Kinder sprangen ihm jubelnd entgegen.

„So, nun hat der Meister aber schöne Sachen für die drei. Sehr schöne Sachen!"

Die behäbige Frau hinter der Theke nahm einen großen Bogen Packpapier.

„Vielleicht noch etwas zum Spielen? Hier ein Bällchen, oder ein kleines Kätzchen?" —

„Nein, nein, es ist genug", sagte Meister Alois. „Hab nicht viel Geld übrig! Kinder brauchen viel!"

Er bezahlte.

Sie reichte ihm das Packet und ging eifrig mit zur Tür, um dann befriedigt wieder ans Aufräumen zu gehen. War ein gutes Geschäft, wie immer, wenn Männer kauften. Was verstehen die auch!

Der Meister war weniger befriedigt. Er hatte das unsichere Gefühl, daß man ihn übers Ohr gehauen hatte. Die Höschen, die bunten, schienen sehr dünn. Die Strümpfe waren doch arg teuer. Vielleicht hätte ich besser anderswo gekauft, etwa in der Stadt, dachte er. Ist einmal nichts für mich, so was. Nun noch Aepfel und Nüsse. Die Lene wünscht sich noch einen kleinen Krauthobel für den Haushalt. Muß sie selber kaufen. Das ist Frauensache.

Er atmete erleichtert auf, als alles erledigt war. Nun schnell heim und noch ein paar Kleinigkeiten fertig machen für Liebfrauen! 's wird schon dämmrig!

—

— —

„Da ist ja der Schuster noch! So spät!"

„Jetzt hab ich aber keine Zeit zum Schuhesuchen." —

„Je, gleich ist doch Nikolausfeier! Ich warte bis nächsten Mittwoch!"

Alles rief und rannte und lärmte aufgeregt durcheinander.

Ein kräftiges Mädel nahm dem Meister einen Haufen Schuhe ab.

„Geben Sie her! Zettel sind ja dran, da werd ich schon alles verteilen. Die Mädel haben jetzt keine Zeit."

Sie lief beladen davon.

„Hier noch ein Paar, Fräulein!" —

„Kann nix mehr tragen. Für die Anne? Bringen Sie's schon selber aufs Zimmer, gleich dort drüben, Nummer 17!"

Fort war sie.

Unschlüssig stand er da mit den braunen Halbschuhen. Der Lärm verlor sich im großen Saal.

„Nummer 17." Er stand zögernd vor der grauen Tür, die versehentlich nur angelehnt war. Vorsichtig klopfte er. Hatte sie zum Eintreten gerufen?

Ganz leise öffnete er die Tür ein wenig weiter. Ach nein, die Bewohnerin des Zimmerchens konnte nicht gerufen haben. Sie bemerkte ihn gar nicht. Aber was er nun sah, war etwas sehr Liebliches. Sie saß am Fenster, den Rücken halb zur Tür gewandt. Eine Puppe hatte sie im Arm, eine Puppe, blond und fein und reizend, wie ein Kind. Die wiegte sie langsam, summte ein Schlaflied dazu und küßte zärtlich das rosige Gesicht. Unsäglich mütterlich war ihr ganzes Tun, und eine große Sehnsucht lag in ihren ernsten Augen, wie sie nun sinnend vor sich schaute.

Der Mann stellte behutsam die Schuhe zu Boden und zog die Tür wieder zu. Das war so schön, da durfte man nicht stören!

Doch die Tür hatte geknarrt, und das einsame Mädchen sah nach, wer da sei. Ach so, der Schuster! Sie grüßte ihn freundlich, der schon wieder zu seiner Kiepe zurückgehen wollte, und wurde dann rot und verlegen: sie hielt die Puppe noch im Arm.

„Ist die fein!" sagte Meister Alois, und er tat gar nicht verwundert, sie mit einer Puppe zu sehen, sodaß ihre alte Natürlichkeit schnell wiederkam. „Das wäre für's Gretelein, die Spielratte! O, und die Liesel, die müßte sie mal sehen! Würde die Augen machen!"

„Glauben Sie, daß ich den Kindern eine Freude bereitete, wenn ich mal mit der Puppe käme und sie ihnen zeigte? —

„Das glaub ich!" sagte der Meister überzeugt. Er lachte sein gutes Lachen. „Ich hör sie schon schwatzen und fragen. Haben doch so wenig Freud!"

„Ja, dann muß ich gewiß mal kommen, hab ja Kinder so lieb! Ich kann nur noch keinen Tag bestimmen. Es ist halt jetzt viel Arbeit. Aber kommen werd ich bald einmal!" —

Im Hause gab es neuen Lärm. Er kam von fern aus dem großen Saal.

„Ich muß nun gehen, Meister, denn ich hab dem Nikolaus versprochen, ihm zu helfen. Sie werden mich gleich suchen. Also grüßen Sie die Kinder! Ich freu mich schon auf sie!"

Er schüttelte bieder ihre schmale Hand. „Machen Sie's nur bald wahr!"

Schon hatte er die Kiepe wieder aufgeschnallt, nickte noch einmal und ging. Draußen wartete sein Rad. Gemächlich fuhr er den altbekannten Weg.

Also kommen wird sie.

Er sah sie ganz nahe, die schmalen Hände, das arme Antlitz, das doch etwas Schönes hatte: stille, gute Augen und beim Lächeln weiße Zähne.

Kommen wird sie, den Kindern die Puppe zeigen. Die werden sich freuen. Ja.

Er radelte. Einsam lag die Straße.

„Und ich freu mich auch."

Die Bäume schüttelten verwundert ihre kahlen Köpfe. Der Meister kam vorbei, pfiff ein Liedchen —!?

— — —

Im Zimmerr stand indes das Mädchen, sah verloren die Puppe an und sann. Heut ist Nikolausfeier. Es wird einen Teller voll geben, Plätzchen, Aepfel und Nüsse. Das könnt ich den Kindern morgen bringen. Warum soll ich nicht morgen schon gehen? Freude bereiten, soll man nicht aufschieben. Morgen hab ich ja auch Zeit, weil Sonntag ist.

Ein Schwarm von Mädchen stürmte nach kurzem Klopfen herein.

„Anne, wo bleiben Sie denn? Schnell, schnell, Sie müssen doch den Knecht Ruprecht machen! Wo ist die Maske, wo die Rute?" —

„Ich komme schon!"

Sie halfen beim Ankleiden. Sie ließ sich von der lachender Schar fortziehen in den großen Saal und sang frohen Herzens das alte Kinderlied mit, das ihr aus hundert Kehlen entgegenklang:

„Nikolaus, komm in unser Haus!
Pack deine große Tasche aus!"

Knecht Ruprecht — nein, Anne schwang drohend die Rute und folgte dem heiligen Mann — wer den wohl heute spielte? Sie zog ihn heimlich am langen Barte und flüsterte ihm fröhlich ins Ohr: „Morgen! Morgen!"

Der schüttelte erstaunt den Kopf. Was war das mit dem Ruprecht? Der war ja beinahe übermütig?

— — —

Das Gretelein hatte erst gar nicht gewagt, die wunderschöne Puppe anzurühren. Aber nun saß es doch in seinem Winkelchen, wiegte sie fein und seufzte leis, wenn es daran dachte, daß Fräulein Anne gewiß bald wieder gehen und sie dann mitnehmen würde. War das ein wunderbarer Sonntag heut! Besuch! Und so lieber!

Die Tante hatte das Liesel gleich auf den Arm genommen und geherzt, wie es früher die Mutter immer tat. Und Lenes selbstgebackene Hörnchen hatte sie gelobt und gleich ein paar davon gegessen!

Der Vater war heut gar nicht ein bißchen brummig, und auch seine Stirn war nicht so krumm wie sonst. Damit meinte das Gretel die Falten.

Lene, die Große, war ganz stolz. Ihre Hörnchen hatten geschmeckt! War das eine Freude! Und sie hatte doch so Angst, sie wären nichts geworden! Sie hatte mancherlei Sorgen, die Lene. War oft recht still und scheu. Aber heut war's schön!

Anne saß glücklich im Sofaeckchen. Das Kleine war wieder auf ihren Schoß geklettert, und sie fühlte die Wärme des kindlichen Körpers. Wie blond und weich die Härchen waren! In den glänzenden Augen blaute ein ganzer Himmel.

Anne schlang die Arme um das Kind und küßte es scheu. Wie lieb war so ein Kind, wie herzig und wie tot und kalt dagegen eine Puppe!

Ein Kind war Erfüllung.

Zu schnell, ach, zu schnell waren die Stunden dahingegangen.

„Nun muß ich gehen!"

Grete kam mit der Puppe. Wieviele Küsse erhielt sie noch rasch! Gleich würde Fräulein Anne sie mitnehmen.

Anne hatte heimlich noch Gebäck und Obst und Nüsse ausgepackt, und für jedes Kind einen kleinen, bunten Ball.

„Seht, das schickt euch der Nikolaus! Er gab's mir noch gestern abend!"

Drei Augenpaare strahlten, blickten bald Anne, bald den Vater an.

Dann saß die Puppe mitten zwischen den Herrlichkeiten, und Anne fragte:

„Nun, soll ich sie wieder mitnehmen, oder wollt ihr sie behalten und damit spielen?"

Gretel streckte gleich die Arme aus und zog sie wieder zurück. Nein, Fräulein Anne machte doch nur Spaß. Die schöne, schöne Puppe! Lene war ganz Dankbarkeit. Und Lieselein stand, den Finger im winzigen Mündchen, und sah die Tante an.

„Sag, Lieselein, willst du sie haben?"

Gretes Augen wurden angstvoll, und sie ging näher an das Puppenkind heran. Wenn die Liesel jetzt „ja" sagte, was dann —?

Lieselein sagte noch immer nichts.

„Willst du sie?" fragte Anne noch einmal.

Da piepste das Liesel hell: „Nein. Is will — d i s !!„ [Ich will dich!]

Und die kleinen Arme umfaßten Annes Knie, und das kleine Ding strebte an ihr herauf.

Anne lachte. Ihr wurde warm und eigen ums Herz.

„Bleib doch bei uns!" bat die Grete. Und Lenes Augen waren eine stumme Bitte.

Anne stand verlegen, fast hilflos da. Dann hörte sie des Meisters Stimme:

„Ihr drei werdet Fräulein Anne wohl nicht brav genug sein!"

„Wir sind schon brav!" rief die Grete. „Sie kann es doch tun! Frag sie doch!"

„Da müßt ihr Sie schon selbst fragen!"

Anne hatte ihre Scheu überwunden.

„Hierbleiben kann ich nicht. Aber ich komme nächstens mal wieder zu euch, und dann zeige ich euch, wie man Puppenkleidchen näht. Ja? Aber nun müßt ihr mich gehen lassen, sonst wird's zu spät!"

# Die heilige Nacht des Freischaerlers

Von Jacinto Octavio Picon.

Zu Ende des Jahres 1874 ging die Partei der Karisten im östlichen Teile Spaniens ihrer allmählichen Auflösung entgegen. Sie spaltete sich in verschiedene Gruppen und ihre Anführer stritten wieder untereinander um den Oberbefehl über das gesamte karlistische Heer. Aus der Spaltung erwuchs Mißtrauen, die Anordnungen wurden nur mehr saumselig ausgeführt, die Uneinigkeit der Befehlshaber hatte Mutlosigkeit bei den Untergegebenen zur Folge. Nutzlose Märsche, mühevolle Rückzüge waren die leidigen Vorboten einer endlichen Niederlage. Unter dem Vorwand, Gott und dem König zu dienen, befleckten sie das Vaterland mit Blut und zu den Greueln des Bürgerkrieges fügte man erst noch Grausamkeiten, wie sie die Verzweiflung über eine verlorene Sache eingeben kann.

Unter den rohen Anführern war wohl der grausamste ein gewisser Rufo Hernialde. Er machte sich besonders durch Ueberfälle auf Warentransporte bemerkbar, scheute sich auch nicht, vereinzelte Abteilungen der gegnerischen „königlichen" Heeres anzugreifen und wehrlose kleine Ortschaften zu plündern. Er war nicht bloß ein politischer Fanatiker, sondern schon ein gemeiner Verbrecher.

Einmal kam er nun zur Nachtzeit in ein kleines Dorf, wo man einen für den kleinen Ort seltenen Feiertag beging — eine Hochzeitsfeier, die das Brautpaar, ihre Paten und Freunde fröhlich vereinte. Die Trauung hatte morgens stattgefunden, zu Mittag war reichgedeckte Tafel, nachmittag Tanz und Musik, nach dem „Engel des Herrn" das Abendessen und nun ging die Tanzunterhaltung weiter. Die Zahl der Geladenen war groß, manche luden sich wohl auch selbst ein, und so kamen über hundert zusammen. Darum zog man es vor, das Fest im Hofraum zu halten, statt in der engen Wohnung. Wohl wußte man, daß der grausame Rufo sich in der Nachbarschaft herumtrieb und beobachtete bis dahin ein wenig Wachsamkeit. Aber diesmal, wo alle zum Feste geladen waren, hatte von den Alten und Jungen niemand Lust, sich auf Wache zu stellen und nötigenfalls durch Alarm auf die Gefahr aufmerksam zu machen. So war Weg und Steg frei und so kam es, daß Rufo ohne Hindernis um neun Uhr abends plötzlich auf dem Dorfplatze erschien, zu einer Zeit, da die Festgäste von den köstlichen Speisen schon Magenbeschwerden spürten und vom übermäßigen Weingenuß nicht mehr klar bei Kopf waren.

Auf dem Platz traf Rufo einen alten Mann. Den fragte er, warum das Dorf wie eusgestorben sei. Nun, die armen Arbeiter seien schon müde zu Bett gegangen, die Reichen seien alle zur Hochzeitsfeier eingeladen.

„So, wer hat denn geheiratet?" Mit dieser Frage gab Rufo gleichzeitig Befehl, Halt zu machen.

„Pepeto, die Tochter des Vorstehers, mit Vicente Chufals."

„Wo sind die Hochzeitsleute?"

„Im Hause des Vorstehers, des Herrn Juan."

„Und sind sie von den Gutgesinnten oder den Liberalen?"

Der allte Mann wollte schweigen, da er mit seinen Aussagen kein Unglück herbeiführen wollte. Aber einer von der Streifschar setzte ihm die Pistole an die Brust und forderte ihn auf:

„Sprich oder ich mache dich kalt."

Zitternd vor Angst erzählte nun der Alte, was er wußte: einmal, daß der Vater der Braut, der Dorfvorsteher, auch das Haupt der liberalen Partei sei; Pepeto hätte schon öfter bessere Partien machen können, aber der Vater habe sie gerade diesem Werber gegeben, weil er und sein Vater zu den liberalen gehörten.

„Fürwahr, eine feine Gesellschaft", bemerkte Rufo darauf spöttisch. „Also auf! Verschaffen wir dem jungen Paar noch einen Brautsegen!"

Dem alten Mann wurden auf Rufos Befehl die Hände gebunden und der Mund verstopft, damit er sie nicht durch Schreien verrate. Er mußte die Schar zum Hause hinführen, das in

---

Sie kam heim in ihr stilles Zimmerchen, ohne die Puppe. Kann man sich noch einer Puppe freuen, dachte sie, wenn man ein süßes Kind geherzt hat? Und ihr Lächeln war, wie sie nun am Fenster stand und sann, wie leise Wehmut.

Aber dann legte sich doch über alles ein Ahnen, als ob auch in ihr einsames Leben noch einmal etwas sehr Schönes, Beglückendes treten würde.

Zur gleichen Zeit stand der Meister Alois draußen. Eigentlich wollte er nach dem Wetter sehen. Aber er schaute über die stille Landstraße hin, auf der das Mädchen leichten Schrittes heimgegangen war.

Die ist gut, zog es durch seinen Sinn, und er sah Anne noch einmal zwieschen den drei Blondköpfchen sitzen. Ich glaube, das ist die Rechte für mich. Für mich und — für die Kinder.

Nun, sie wird ja wiederkommen..

Es zog ihm heimwärts — ein Stücklein Weges hatte er noch in den Abend hinein gemacht. Drinnen goß die Lene Oel auf Sankt Josephs Lämpchen.

Weil heut ein so schöner Tag war, soll's Lichtlein brennen! So hatte sie gesagt. Das Lichtlein schimmerte sanft.

Geruhigen Schrittes ging der Mann ins Haus.

Festfreude getaucht war. Der Zauberklang der Gitarre, die Musik ihrer volkstümlichen Hirtentrommeln und und Schellen, der Duft des Weines wiegte die Festgäste in Sorglosigkeit und ließ sie die drohende Gefahr gänzlich vergessen. O weh! Denn Schreckiches sollte jetzt geschehen. Heftige Schläge dröhnten plötzlich an das Eingangstor zum Hofraum. Ein halbberauschter lehnte — des Tanzes überdrüssig — am Tore und fragte:

„Wer ist draußen?

Eine unbekannte Stimme hinter dem Tor:

„Königliche Truppen!"

Man hielt es für einen Scherz, bis jemand schließlich mutig den Riegel zurückschob. Da erschienen in der Toröffnung Rufo und seine Genossen, teils zu Fuß, teils zu Pferde. Gespenstisch hoben sich ihre riesenhaften Figuren und entlockte Funken aus ihren blanken Waffen, aus den Schnallen und Pferdegeschirren und aus den Metallglocken an ihren Baskenmützen. Die frohe Stimmung der Festgäste schlug in schlotterndes Entsetzen um; jeder flüchtete und suchte Schutz in irgend einem Winkel des Hofes. Nur einer hatte den Mut, vorzutreten und rief laut:

„Ich . . . bin der Vorsteher!

„Also du der erste!" und Rufo streckte ihn mit einem Revolverschuß zu Boden. Dann traten zwölf bis vierzehn Mann auf des Anführers Befehl vor und gaben aufs Geratewohl Feuer auf die wehrlose Menge. Angstgeschrei, Klagen und Zornausbrüche erfüllten die Luft. Manch einer erwachte erst in der Ewigkeit von seinem Weinrausch, mancher Verwundete wurde durch Bajonettstiche vollends getötet.

Unter den Toten befand sich auch die Braut. Die Ueberlebenden erklärte man als Kriegsgefangene und sie wären vielleicht auch erschossen worden, wäre nicht tagsdarauf eine Truppe ihres Heeres erschienen und hätte Rufo mit seiner Schar zur Flucht gezwungen. Der Zorn und die Entrüstung der Dorfbewohner über die unerhörte Roheit waren so groß, daß sich viele freiwillig zum Kriege meldeten — allen voran ein junger und ein alter Mann: Vicente, der am Hochzeitstag Witwer geworden, und sein Vater.

Nicht lange währte es und sie wurden einer Abteilung der Königlichen einverleibt, deren Aufgabe es war, die Vereinigung der karlistischen Aufrührer mit ihren Genossen in der Nachbarprovinz zu verhindern. Deshalb der Befehl, eine Kette von Berg zu Berg zu bilden. Da sie voraussichtlich länger auf den unwirtlichen Bergen bleiben mußten, behalf man sich mit Notquartieren in Feldzelten oder Hütten aus Baumästen. Jeder Offizier sorgte, so gut er konnte, für seine Mannschaft.

Vicente, sein Vater und noch zwei Mann erhielten einen Posten, wo sie besonders wachsam sein mußten. Dafür fanden sie zur Unterkunft ein verlassenes Haus und sie vereinbarten, daß stets zwei die Bergübergänge bewachen mußten, während die anderen zwei im Hause ausruhen konnten. Die Eigentümer hatten freilich bei ihrer Flucht den größten Teil des Hausrates mitgenommen, doch etwas Oel fand sich noch vor, um eine Lampe zu unterhalten, auch Stroh für das Nachtlager und Holz, womit sie ein mächtiges Feuer in der Küche entfachten, um sich in den kalten Nächten zu wärmen.

— — —

Es kam die Nacht des 24. Dezember. Dunkel war's, der Mond hielt sich verborgen, die tausend Sterne am Firmamente konnten die Erde nicht erhellen. Im tiefen Dunkel war es unmöglich, Weg und Steg zu finden. Ein Sturmwind brauste durch den Bergwald, riß alles mit sich und verursachte in den Klüften des Gebirges ein Krachen und Toben, dessen Widerhall schreckenerregendem Gestöhne glich. Eine dicke Eisscholle begrub die Bäche.

Vicente ging, um sich des Schlafes zu erwehren, gemessenen Schrittes in der Küche auf und ab. Sein Vater schürte mit einem knorrigen Aste das Feuer auf dem offenen Herde und trat dann ans Fenster. Er schaute nach den Sternen und sagte:

# Advent

**Mutter sagt, im Dezemberschnee**
**verläßt das Christkind die Himmelshöh'.**
**Schon blinkt der Schnee so hell und licht,**
**das Christkind aber kommt noch nicht.**

**Mutter sagt, in der längsten Nacht**
**hernieder eilt es, leise und sacht.**
**Früh dunkelt der Abend das Himmelszelt,**
**Christkindlein hat noch nicht geschellt.**

**Mutter sagt: „Nun ist es Advent,**
**Kindlein, faltet recht oft die Händ'**
**und betet fromm und folget gern,**
**das Christuskind ist nicht fern."**

**Mutter sagt: „Viertausend Jahr**
**haben die Menschen gewartet sogar,**
**bis Christkindlein zum erstenmal**
**im Kripplein lag in Bethlehems Stall."**

**Mutter, bitte, zu Christkindleins Ehr'**
**uns schnell noch ein neues Liedchen lehr',**
**kommt dann endlich das Himmelskind,**
**singen wir's ihm zum Danke geschwind.**

„Es ist schon Mitternacht! Eine schöne Weihnacht ist mir das! Und unser Nachtmal — nun, Gott wird sorgen!"

„Ja, wenn wir nichts haben!"

„Deswegen sage ich ja — Gott wird sorgen."

„Ein Laib Brot und ein Krug Wein, das ist unser Vorrat — sonst nichts. Bitte, Vater, bedienen Sie sich und machen Sie dann ein Schläfchen. Ich werde wachen, bis wir hinaus müssen, die Wache auf der Bergeshöhe abzulösen."

„Ach, ist das ein Nachtmal", klagte der Alte, an die Strapazen des Soldatenlebens nicht gewöhnt, „ein herrliches Nachtmal! Ein Bissen Brot und ein Mundvoll Wein. Wie ärgerlich, daß wir nichts haben, den Heiligen Abend zu feiern!" Er aß ein Stück Brot und trank einen Schluck, setzte sich auf eine Bank und schlief alsbald kopfübergebeugt am Tische ein.

— —
—

Die Hauptmacht der karlistischen Freischärler war zwei Tage vorher zusammengebrochen und die Truppe floh in voller Auflösung. Von den Anführern baten einige um Begnadigung, andere wurden als Gefangene behandelt; die aber sich wie gemeine Verbrecher benommen hatten, suchten ihr Heil in der Flucht. Einer von diesen war auch Rufo. Er wollte über die Bezirksgrenze, denn jenseits des Gebirges hielten sich seine Parteigänger unter dem Oberbefehl Kataloniens noch an der Macht. Gelang es ihm durchzuschlüpfen, so war er gerettet.

Solange es das Gelände erlaubte, trachtete der Flüchtling, zu Pferd vorwärts zu kommen, indem er belebte Wege und bewohnte Orte vermied. Als er aber bergan ging, mußte er des zerklüfteten Geländes wegen sein Reittier zurücklassen und zu Fuß die mühevolle Wanderung beginnen. Um zehn Uhr abends glaubte er von ferne Hornsignale zu vernehmen und er duckte sich in ein Eichengebüsch. Dann ging es wieder steil aufwärts und er mußte wegen der schroffen Wände und tiefen Schluchten auf beschwerlichen Umwegen die Höhe zu erklimmen trachten, bis er schließlich jede Richtung verlor und nicht wußte, wo aus, wo ein.

Die Kälte drang durch Mark und Bein. Der Wind blies ins Gesicht und machte seinen Hauch gefrieren und der Bart erstarrte zu einem Gewebe feiner Eisfäden. Die hohen Reitstiefel hinderten ihn am Vorankommen, mit den riesigen Sporen verstrickte er sich im Gestrüpp. Nun warf er auch seine Waffen in eine Schlucht — sie konnten ihn ja nicht mehr schützen. Am stärksten quälten den Flüchtling Hunger und Durst und die Unsicherheit und Einsamkeit im Dunkel der Nacht. Und doch — weiter, immer weiter! Und wenn er über den Bergrücken kam, konnte er sich retten. Also immer bergan! Die Müdigkeit aber und die Unkenntnis der Gegend machten denn auch den Draufgänger Rufo nun verwirrt und mutlos.

Mitternacht mußte schon vorüber sein, als er von ferne, fast am Kamm des Gebirges, ein Haus erblickte — freilich nur in den Umrissen. Jedoch aus dem Kamin stieg ein Feuerschein empor, also müßte am Küchenherd ein mächtiges Feuer brennen. Von einem Felsen aus hielt Rufo nun etwas Umschau. Ja, so mußte es sein: das Haus und das Licht mußten schon im Bereiche seiner Parteigänger, der Karlisten, liegen; seit zwei Tagen hatte man ja ihr Anrücken erwartet. Also auf, dem Lichte zu und er war gerettet!

Die letzte Kraft faßte er zusammen, um seine Schritte zu beschleunigen. Nach einer halben Stunde erreichte er das Haus. Vorsichtig spähte er durch ein Fenster und sah zwei Männer in einer geräumigen Küche. Der eine saß am Tische und schlief, der andere ging zwischen Herd und Türe auf und ab.

Einen Augenblick verweilte der Wanderer in Gedanken und sagte sich: Das sind die Unsrigen. In dieser unwirtlichen Gegend konnte ich ja nicht ausrechnen, wie weit ich gegangen bin. Ich bin also weiter gekommen, als ich vermeinte. Nun habe ich die gefährliche Zone glücklich hinter mir. — Und er klopfte mit der Faust an die Türe.

Ein junger Mann, groß und stattlich, in die übliche Landestracht gekleidet, öffnete. Er hob die Laterne hoch, um den Ankömmling ins Gesicht zu sehen.

„Wer da?"

„Gut Freund. Ich bin allein. Ich bin von den Karlisten und Flüchtling . . . seit gestern habe ich nichts gegessen. Immer fürchtete ich, den Wachtposten, diesen Hunden, in die Hände zu fallen. Nun hab ich mich doch glücklich durchgeschlagen."

„Vorwärts!"

Während der Ankömmling einige Schritte ins Innere des Hauses machte, trat Vicente etwas zurück, hing die Laterne an einen Nagel so auf, daß sie sein Gesicht beleuchtete:

„Schau mich an! Wir wollen sehen, ob du mich kennst."

„Ich weiß nicht, wer du bist."

„Kannst du dich noch an den Ueberfall bei der Hochzeit erinnern. Ich bin der Bräutigam, dem du zum Witwer gemacht hast!" — — —

Rufo hielt sich für verloren und des Todes gewiß. Er schaute seinem Gegner scharf ins Antlitz und gab mit eisiger Kälte zur Antwort:

„Gut . . . . Krieg ist Krieg. Ich bin wehrlos und kann mich nicht verteidigen. Ein paar Augenblicke laß mich beten und dann erschieße mich!"

Die Gefühle, die Vicente in diesen Minuten durchtobten, könnte er selbst nicht beschreiben. Seine Hände zitterten, kalter Schweiß rann über seine Stirn, ein Abscheu überkam ihn bei dem Gedanken, daß er jetzt das Blut eines Wehrlosen vergieße. Auf dem Schlachtfeld — ja, da hätte er sich wie ein Löwe auf seinen Feind gestürzt, aber jetzt — war jetzt Gerechtigkeit, nicht eigentlich Ruchlosigkeit, Rache, Feigheit? Einen Augenblick stand Vicente unschlüssig. Er steckte die Pistole bin von den Karlisten und Flüchtäußerster Anstrengung den Rachetrieb in seiner Brust nieder. Nun nahm er den Brotlaib vom Tische, brach ihn entzwei, reichte die Hälfte seinem Feinde und wies auf den Weinkrug:

„Iß, trink, schlafe, wenn du willst, und bring dich in Sicherheit!"

Rufo warf sich zitternd Vicente zu Füßen. Der alte Vater erwachte gerade und rieb sich den Schlaf aus den Augen. Vicente wandte sich zu ihm und sprach mit klarer Stimme nur die Worte:

„Vater, wir haben die Heilige Nacht gefeiert!"

# Erster Advents-Sonntag

von Johannes Hatzfeld

Da kommt einer aus dem Hochamt am ersten Adventssonntag, den schweren Ernst des Evangeliums in seinen Gliedern, setzt sich in seinen Sorgenstuhl und denkt: „Wie das wohl sein mag, wenn die Zeit kommt, wo die Menschen verschmachten vor Furcht und Erwartung der Dinge?“ Nun, wir können nicht alles raten, einiges können wir aber heute schon wissen und das ganz genau.

Zum Ersten. An dem Tage stehen alle Räder still—zum ersten Male seit Anbeginn der Welt. Warum? Weil es keinen Sinn mehr hat, daß auch nur ein Rad gehe. Der Generaldirektor wird sein Büro verlassen und seiner Fabrik auch nicht einen Blick mehr zuwerfen. Die Arbeiter strömen hinaus und werden nicht einmal mehr ihre Kontrollmarken abgeben, falls überhaupt noch jemand da ist, sie ihnen abzunehmen. Die Eisenbahnzüge bleiben mitten auf der Strecke stehen, denn die Fahrt ist aus; es hat nicht Zweck, bis zur nächsten Station zu fahren. Die Bäcker lassen ihre Brote im Ofen verbrennen, die Schmiede vergessen zum ersten Male das Feuer, das sie verlassen, zuzudecken, die Frauen hören die Speisen überkochen, und es rührt sie nicht. Warenhäuser stehen offen, Juwiliergeschäfte sind unbewacht. Mit einem Worte, all das Gehudel und Gebuddel, das die Menschen ihr Tagwerk nennen, hört mit einem Schlage auf, als sei eine Lähmung über alle und alles gekommen. Die Richter und Advokaten lassen ihre Armesünder stehen, die Professoren haben ihren Schülern nichts mehr zu sagen, die Aerzte halten mitten in der Operation ein, der Pfarrer gibt seinen letzten Segen.

Wie gespenstig mag doch eine Welt aussehen, die man tags zuvor noch ganz anders gekannt hat, die nun nichts mehr tut und nur noch wartet. Und mit welchen Gefühlen!

Die Dinge bekommen nämlich plötzlich ein anderes Ansehen, und das ist das Zweite.

Was hat die Grenze, um die der Huberbauer und der Schulzenbauer sich durch zwei Jahrzehnte in und außer Gericht gestritten, was hat sie nun noch für eine Bedeutung? Was gilt ein Fetzen Land, wenn die gan-ganze Erde auseinanderbrechen will? Und was bedeutet noch das seidene Kleid, um das sich zwei Frauen verneidet und einander alles gebrannte Herzeleid angetan haben? Lohnt es sich noch, einen Menschen um eines Klumpen Goldes willen auf den Schädel zu hauen? Braucht noch ein Mann eifersüchtig zu sein auf seine Frau? Haben Eheleute noch Lust, miteinander um Kaisers Bart zu wörteln und zu streiten? Und wer ist jetzt groß und mächtig, und wer ist klein? Steht nicht da der Geheimrat neben dem Bettlebruder auf der Straße, beide in Furcht und Erwartung zum Himmel blickend? Alles, alles das, was die Menschen miteinander hatten, um was sie sich stritten, was sie voreinander vorauszuhaben glaubten und worum sie einander beneideten, es ist vergessen vor dem einem Großen und Ungeheuren, das sich jetzt begeben will — nein, begibt. Nie wird die Menschheit sich so einig, nie wird sie so verträglich sein als an diesem Tage, weil — die Dinge ein ander An- und Aussehen bekommen haben.

Und ein großes Suchen wird trotz dem sein an dem Tage. Und das ist das Dritte. Denn wenn auch alles seinen Wert verliert, eines wird seinen Wert behalten. Ja es wird aussehen, als ob es jetzt erst seinen rechten Wert bekäme. Warum? Weil es jetzt erst in seinem ganzen Wert hervortritt und erkannt bleibt. Und was ist das? Es ist das, was man so gemeinhin das Gute nennt. Es hat keinen Zweck, daß der, der auf dem Felde ist, nach Hause gehe, seine Kleider oder seine Orden und Ehrenzeichen oder seines Meister- oder Ehrenbürgerbrief zu holen. Wohl aber hat es Zweck — das spürt jeder — jetzt in sich selber hineinzugehen und aufzuspüren, was man von der Valuta aufzuweisen hat, die in der Ewigkeit gilt. Die Zeit, wo es gar Menschen gab, die sich laut ihrer Untaten rühmten, wird so gründlich vorbei sein, daß selbst die Erinnerung daron nicht mehr da sein wird. Die Bosheit wird gründlich aufs Maul geschlagen sein. Alle, alle werden sie zitternd das Gute, selbst das kleinste und geringste, aus allen Winkeln der Seele zusammenkratzen und glücklich sein über jedes Fünklein, das sie machen. Und nur die werden ruhig und getrost sein, die die Welt und die Dinge immer so angesehen haben, wie sie an dem Tage erscheinen. Ihnen wird es eine Freude sein, zu sehen, wie eine verkehrte Welt mit einem Ruck wieder auf die Beine gestellt wird.

Das ist es, was wir von dem Tage, der dereinst kommen wird, heute schon wissen können. Ich glaube, daß das genügt, um daraus für unser Heute einige Folgerungen zu ziehen, über die es wohl nicht nötig ist, noch besondere Worte zu machen. Die Adventszeit gibt Raum zum Bedenken.

## ADVENT

Nun kommt sie wieder, meine liebste Zeit!
Der Tannenwald wird heimlich eingeschneit
Und ist so still und will nur heimlich träumen
Von seinen glitzerweißen Christkindbäumen. —
Wenn über Nacht jetzt alle müde ruhn,
Dann geht das holde Kind auf goldnen Schuh'n
Und segnet mit den kleinen weißen Händen
Die Zweige all bis zu den feinsten Enden,
Denn wer für andere ein Lichtlein hält,
Braucht stille Kraft, daß nimmermehr es fällt.—
Ob ich nicht auch ein Kerzchen tragen kann?
Lieb Christkindlein, o steck' es selbst mir an!

El. L.

# Das Christkindelspiel

**Von Gertrud v. Stotzingen**

Es war Weihnachten und es war Krieg. Aber Weihnachten war stärker als der Krieg und sein Zauber von Nebel, Rauhreif und Tannen senkte sich wie eine schützende Mauer vor die Menschen und um das einsame Herrenhaus Wolfklingen, das in den großen Wäldern, nicht fern vom Rhein stand.

Im weißen Festsaal hob Marie Dorothee lauschend den feinen Kopf. Da — nun kam es wieder — das langgezogene murrende Dröhnen. Von weither rollte der Laut über die gefrorenen Felder und brach sich am grauen, kahlen Buchenwald. In den morschen Rahmen begannen die Fensterscheiben zu schwingen und zu zittern; sie klirrten noch, als der Donner schon verhallt war. An der rissigen Decke des Festsaals löste sich ein kleiner Stuckengel aus dem Reigen seiner jubilierenden Tanzgefährten und fiel splitternd zu Boden. Ehe Dorothee sich danach bücken konnte, war das Dröhnen von neuem da, stärker jetzt und näher. Wie eine Meute jagender Hunde kläfften ferne Gewehrschüsse dahinter.

Die einsame Frau trat vom Tisch, an dem sie die Aepfel und Birnbrot in die bunten Tonteller gefüllt hatte. Ihre Hände krampften sich um das Fensterkreuz. Das war die Schlacht, seit Tagen tobte sie schon drunten am Fluß, jenseits der Wälder.

„Es geht nicht gut um die Unseren", hatte am Morgen der alte Forstmeister geflüstert, als die langen Kolonnen der Feinde, die das Land besetzt hielten, am Herrenhof vorbeigezogen waren. Sie hatten dabei die Wagenpferde aus dem baufälligen Stall gezogen.

Marie Dorothee zuckte gleichmütig die schmalen Schultern. Das war nichts neues mehr — das war man gewöhnt —, und sie war froh, wenn nichts Schlimmeres geschah. Es waren so viele Schlachten geschlagen worden in all den Jahren, seit der Krieg das Land durchackerte. Wohl hatte er Atem geholt, hin und wieder. Dann waren schnell die kleinen weißen Häuser aus dem Brandschutt geschlüpft. Tante Philipine hatte die silbernen Löffel aus ihrem Versteck in den Gartenbeeten graben lassen, und die Pflugschar war über die Schlachtfelder des Vorjahrs gegangen. Aber ehe der Weizen reifte, waren die Aecker von neuem zerstampft und zertreten, und die Kinder vom Herrenhof lagen zitternd in den Mägdekammern, wenn die Feinde im Festsaal lärmten.

Ach Gott, die Kinder, sie waren in den Krieg hineingewachsen wie in etwas Selbstverständliches und kannten es nicht anders. — „Wenn einmal Frieden ist . . . .", sie flüstterten es scheu mit glänzenden Augen, so wie sie vom Christkind über den roten und und goldenen Abendwolken sprachen.

Wußte Marie Dorothee es selbst noch, was Frieden war? Leise schüttelte den Kopf. Ihr Leben war Kampf gewesen, seit dem Tag, an dem die sterbende Schwester ihr die sechs kleinen Kinder in die jungen Armen gelegt und lächelnd die Augen geschlossen hatte, um hinüberzugehen in das Land, wo der geliebte Gatte weilte, von dem die Menschen sagten, daß er in der Schlacht geblieben sei, und wohin ihre und Dorotheas Eltern schon lange gewandert waren.

„Marion . . . ." Dorotheas Augen füllten sich mit Tränen. Die schöne Schwester war ihr Mutter und Heimat zugleich gewesen. Als sie aus den schwärzesten Wellen der Trauer emportauchte, da war sie allein, ganz allein mit den kleinen, wilden Kindern, der halbgelähmten Tante Philipine, den wenigen alten Dienstboten und dem überschuldeten, zerfallenden Hof.

Wie lang war das her! Blind vor Tränen bückte sich das Mädchen nach Aepfeln, die ihr aus der Schürze rollten. Wieder dröhnte der unheimliche Donner vom Rhein herauf. Aufgeschreckt flogen die Meisen vom Fensterbrett. Aber im Hofe lachten unbekümmert die Mägde, und von irgendwo drangen Kinderstimmen herauf. Eine hob sich aus dem Chor, eintönig leiernd:

„Kommet, ihr Hirten . . .
Kommt, Männer und Frauen!"

Stockend hielt sie inne, und der ganze Chor fiel helfend und zürnend über sie her.

Dorothee lachte unter ihren Tränen. Woher sie wohl das alte Sprüchlein hatte? Draußen war Krieg, aber heute war Weihnachten. Seit Wochen hatten die Kinder schon Tage und Stunden gezählt und ihr allabendlich kühne Wünsche ins Ohr geflüstert. Die Dienstmägde waren fleißiger gewesen als sonst, und die Armen nochmal so oft ins Haus gekommen. Da hatte Dorothee Marions Ohrringe in die Stadt zum Juden getragen, um bescheren zu können. Mit einem Ruck straffte sie sich zur Höhe: „Tapfer sein, Dorothee. Du stehst auch in der Schlacht!"

Fröstelnd trat sie zum großen weißen Ofen, der so viele Buchenscheite geschluckt hatte seit dem frühen Morgen. Glühheiß fühlten sich die Kacheln an, die mit ihren blanken Messingbändern einmal Marions Stolz gewesen waren. Aber der durchkältete, lange unbewohnte Raum mit den vielen, schlecht schließenden Fenstern wollte noch immer nicht warm werden.

Polternde Schritte jagten den Gang herab. Blitzschnell stand Dorothee vor der Türe und hatte den Schlüssel im Schlosse gedreht. Mit gebreiteten Armen wehrte sie lachend: „Halt . . . hier ist Christkindleins Zimmer!"



Schon waren sie herangetobt: „Dorothee, Tante Marie Dorothee, schnell ... du mußt ... du mußt hören, was wir uns ausgedacht haben!" Hans Christian, der zwölfjährige, Aelteste, zerrte an ihrem Kleid.

„Tante, goldene, süße Tante du—" flehte die dunkle Dede an ihrem Hals. „Tante — mußt — du sollst . . . !" lärmte der Chor.

Marie Dorothee schüttelte die klammernden Hände von sich.

„Was soll ich?" Ungeduldig schweiften ihre Blicke zur Türe, hinter der soviel Arbeit auf sie wartete.

„Tante". Hans Christian hatte sich ihren Arm erzwungen, atemlos jagten sich seine Worte. „Du und die Großtante und die alte Karoline und der Gärtner: ihr habt uns immer von dem Christkindelspiel erzählt, dem ganz, ganz alten, weißt du, das immer am Christtag in Wolfsklingen gespielt worden ist. Du hast gesagt, es ist verloren gegangen, als die Franzosen das alte Schloß angezündet haben. Aber wir haben es wiedergefunden, mitten unter den alten Schulheften am Dachboden. Wir haben es gar niemand gesagt zuerst, und heute", er schöpfte tief Atem, „heute wollen wir es spielen. Wir wollen auch gar keine Geschenke haben", fügte er leise hinzu. „Und du, du mußt die heilige Jungfrau Maria sein, Tante Dorothee. Der Schäfer hat schon ein Fell gerichtet, damit ich den Hirtenbube sein kann!" Seine Augen bettelten.

„Ich bin ein Engelein, Tante Do." Toinette, die Fünfjährige, zappelte an ihrem Kleid empor.

„Und wir haben es allen Leuten im Hof und im Dorf schon gesagt, daß sie kommen sollen zu unserm Christkindelspiel", triumphierten die dicken, rosigen Zwillinge.

Hilflos ließ Marie Dorothee die Hände sinken. Was hatten die Kinder da nur wieder angerichtet! „Die Gärtnerfrau hat geholfen, Tante; sie hat uns schon die Engelkleider genäht." Dede tanzte den Gang entlang und sang zu selbst erfundenen Melodien. „Tante Do, sie hat gesagt, sie will dir ihren ganz kleinen Peter geben als Jesuskind, weißt du, weil doch die Franzosen das Wachs-Christkindel verbrannt haben mit der Kirche. Böse Franzosen!" Die blonden Zwillinge ballten die Hände.

„Und was wird Tante Philine sagen?" Die Bedrängte suchte nach einem letzten Ausweg. „O die Großtante. Die näht an dem Schleier, den du haben sollst. Tante Do. Komm nur!" Siegesbewußt blickte Hans Christian.

Da gab sich Marie Dorothee gefangen. Von den jubelnden Kindern ließ sie sich die Gänge entlang ziehen und las im Vorübergehen Klein Ursel, das Nesthäckchen, von den Steinfließen auf.

Singend und lärmend brach die wilde Horde in Tante Philines stilles Reich. Die blickte lächelnd von den hauchfeinen Spitzen: „Man sieht die Kisse kaum mehr, Marie Dorothee." Neben ihr blühten die Christrosen im silbernen Becher.

„Tante Do, Tante Do — laß sehen, du mußt ihn probieren, den Muttergottesschleier! Ob er auch paßt?"

Willig senkte Marie Dorothee die braunen Locken.

„Du siehst aus wie eine Braut, Tante Do", schmeichelte Dede. Da hallten Hammerschläge vom Saal herüber. ‚Martin, der alte Martin, er richtet alles, was wir zum Spielen brauchen."

„Los", kommandierte Hans Christian, und die fünf Unzertrennlichen trabten hinaus. Eifrig kroch Ursel auf Händen und Füßen hinterdrein.

Jetzt, wo es still wurde im Raum, klang von neuem der Kanonendonner auf, der über der Ebene lag. „Tante", das Mädchen neigte sich über die gebrechliche Gestalt. „Tante, ist es recht zu spielen an einem solchen Tag?" — „Warum nicht, Marie Dothee? Es beruhigt die Leute. Wir müßen, jedes an seinem Platz, tapfer sein. Vielleicht bringt es uns auch ein wenig Segen ins Haus, unser Christkindelspiel."

So kam es, daß an demselben Tag, an welchem unten am Rhein die große Schlacht geschlagen wurde, die junge Marie Dorothee zum Weihnachtsspiel rüstete. Und als am frühen Abend die Schüsse stillgeworden waren, stand sie im vergilbten Brautkleid der Mutter und trug den Schleier der heiligen Jungfrau im Haar. Mit steifen Fingern befestigte die alte Karoline die Schneerosen darin. Im Weidenkorb zu ihren Füßen schlummerte das Gärtnerkind.

Schwere Schritte stapften dem Saal zu; schon füllten die Taglöhner, die Knechte, die Waldarbeiter und die Dorfleute die schnell zusammengetragenen Stuhlreihen.

„Kinder!" rief Marie Dorothee plötzlich, „wir haben ja den großen Hirten vergessen, der vorn, ganz nahe bei der Mutter Gottes, knien soll. Wo-

her können wir ihn nur nehmen?" Jäh brach ihr die Stimme. Noch sah sie die jungvermählte strahlende Schwester als Himmelskönigin thronen, und Gerhard, den Schwager, im Hirtenfell ihr zur Seite knien. Das war, als das Christkindelspiel zum letztenmal im Weißen Saal von Wolfsklingen erklungen war.

„Der Hirt . . .?" Die Kinder blickten scheu und bestürzt an der Tante empor, die ihnen auf einmal fremd geworden war. Ihre Gedanken durcheilten schon die Reihen der Knechte. Nein, das ging nicht! Die einen waren krank und alt, die anderen zu jung und verhetzt. So mußte es eben ohne den Hirten gehen. Die Kinder verzogen enttäuscht den Mund.

Die aufgeregten Engelkinder flatterten davon. Dann beugte sich Marie Dorothee schnell und nahm das Kind in die Arme. Leise schloß sie die Türe hinter sich und schritt dem Saale zu.

In diesem Augenblick gellte die Glocke am Tor. Schrill und abgerissen jammerte ihr Ton durch die weiten Gänge. Da wieder . . . Wer konnte das sein? Die Leute vom Hof und Dorf kammen doch alle durch die Küchentüre ins Haus. Zum drittenmal rief die Glocke,, lauter, drängender. Noch eine Minute zögerte Marie Dorothee. Kam denn niemand zum Oeffnen? Aber im Saal hatte sich jetzt die Großtante ans Spinett gesetzt.

„Tauet Himmel den Gerechten . ." sangen die Menschen, die gekommen waren, das Christkind zu sehen. Da mochte in all der freudigen Erwartung niemand auf das Zeichen geachtet haben.

Noch einmal schrie die Glocke wie in verzweifelter Not. Da war Marie Dorothee schon an der Türe. Mit bebendet Fingern suchte sie die Riegel zu lösen, aber sie waren schwer, und das Kind, das sie im Arme trug, hinderte sie. „Schnell!" drängte eine Stimme von draußen. Da schob sie den letzten Riegel zurück. Knarrend öffnete sich das Eichentor und ein Mann schlüpfte herein. Beinahe wäre er ihr vor die Füße gefallen. Aber dann raffte er sich auf und schloß in fiebernder Hast die Türe hinter sich. Nun hielt er sich schwankend an der Mauer.

„Sie kommen . . . !" keuchte er. „Gleich werden sie da sein!" Er rang Atem und suchte mit den roten, froststarren Händen ein Bündel weißer Papiere tiefer in die Brusttasche des zottigen Schäfermantels zu schieben. Marie Dorothee sah, daß der Mann jung war, und irgendwie schien er ihr bekannt. Aber verkrustetes Blut und ein verwilderter Bart machten das abgezehrte Gesicht fast unkenntlich. Seine Worte hasteten weiter:

„Ich bin auf dem Weg, geheime Botschaft zu dem verbündeten Heer zu tragen. Alles hängt davon ab, daß ich mein Ziel erreiche. Schon hatte ich mich durch die feindlichen Truppen gedrängt; da, im letzten Augenblick haben sie mich erkannt. Seit Stunden sind sie mir auf den Fersen. Sie waren mir so nahe, daß ihre Kugeln mein Pferd getroffen haben. Da bin ich durch die Büsche hierher zum Haus gekrochen. Ich war früher hier—Gerhard von Wolfsklingen war mein Freund. Ich bin . . ."

„Ernst Ludwig von Redern", fiel sie ihm ins Wort. „Ich weiß jetzt — aber Sie bluten!" Erschreckt trat sie näher.

Er fuhr sich über die Stirne. „Das ist nichts! Sagen Sie mir, wo ich mich verbergen kann!" Zum erstenmal hob er die verschwollenen Augenlieder. Da sah er die junge Frau im Christrosenkranz vor sich stehen; in langen Falten floß die schimmernde Seide an ihr nieder, und in ihrem Arm schlief noch immer das Kind.

„Das ist . . ." In plötzlicher Schwäche sank sein Kopf auf die Brust. „Verzeihen Sie — ich träume . . . !"

„Es ist Weihnachten heute, und ich bin die kleine Marie Dorothee, die Sie als Kind gekannt haben."

Er tastete nach ihrer Hand. „Weihnachten . . . !"

Ein Trompetensignal klang über den Wald.

„Sie kommen!" Seine Augen jagten gehetzt. „Marie Dorothee, helfen Sie mir! Sie dürfen die Papiere nicht finden!"

„Wohin?" Hilflos machte sie ein paar Schritte.

In den kahlen Zimmern war kein Versteck, das die Feinde nicht früher schon durchsucht hätten. Die Ställe waren leer und weit vom Haus, und die Stallburschen unzuverlässig.

Ihr Blick fiell auf das aufgestapelte Küchenholz. Vielleicht. — Nein, das ging auch nicht; hier würde zuerst gesucht werden. Lieber Gott, hilf! Die Trompeten gellten jetzt auf der Landstraße, ganz nahe am Hof. Von der Unruhe erschreckt, erwachte das Kind und begann zu wimmern.

„Gleich sind sie da!" Der Flüchtling hatte eine Pistole hervorgezogen



und blickte wie ein gehetztes Tier um sich.

Hans Christian jagte im Hirtenfell den Gang herab.

„Tante Do — Tante Do — wo bleibst du nur? Wir müssen jetzt anfangen!" Er verstummte, als er den Fremden sah. ‚Der Hirte, Tante?"

Da hatte Dorothee den rettenden Gedanken gefunden. Sie griff nach der Hand des Knaben:

„Hans Christian, du mußt jetzt Tantes großer Junge sein und alles tun, was ich dir sage! Jetzt mußt du so tapfer sein, Christel, wie dein lieber Vater war, und du wirst dein Leben lang froh sein, wenn du mir heute hilfst!"

„Ja, Tante!" Fest schloß sich die braune Bubenfaust um ihre Finger.

„Dann — in Gottes Namen. Kommen Sie . . . . schnell!" Sie zerrte den Mann, der immer noch die Waffe umspannt hielt, mit sich.

Im Weißen Saal brannten alle Wachskerzen, die im Dorf aufzutreiben gewesen waren: sie warfen ihr Licht in die vielen hohen Spiegel und ließen keinen einzigen Schatten mehr im Raum. Von den Wänden hingen mächtige Tannen- und Föhrenzweige, und ihr Harzduft mischte sich mit dem von Wachs, Honigkuchen und Sommeräpfeln. Hoch oben an der Decke aber jubilierten hundert pausbackige, lachende Stuckengel im lustigen Reigen.

Der Ofen strömte jetzt glühende Hitze aus, und die Leute saßen dichtgedrängt, feierlich, mit hochroten, von Seife glänzenden Gesichtern in ihren schweren, steifen Winterkleidern. Eine leise Ungeduld rauschte durch den Saal. Unruhig scharrten die Nagelschuhe der Knechtskinder auf dem blanken Buchenboden.

Tante Philipine rückte ärgerlich in ihrem Polsterstuhl in der ersten Reihe. Was hatten nur die Kinder? Warum zögerten sie so lange? Flüstern und das Knistern von seidenen Gewändern drang aus dem abgetrennten Raum am Ende des Saales. Schwere Schritte jetzt und dazwischen Ursels ärgerliches Weinen.



Unten im Hof wurden Stimmen laut, Pferdegetrappel und Trompetensignale. Schwere Schläge dröhnten am Haustor. Erschreckt glitt der alte Martin von seinem Sitz und eilte hinaus. Mühsam hob sich Tante Philine zur Höhe und tastete nach ihrem Krückstock. Wie aufgejagte Hühner streckten die Mägde die Köpfe zusammen. Die Knechte schoben die Stühle zurück, und die Kinder begannen zu weinen.

Im selben Augenblick rauschten die „Ach . . . !" Geblendet im Schein neuer Kerzen sanken die Leute auf ihre Sitze zurück. Mitten im Tannenwald thronte die selige Himmelsjungfrau. Hundert rote Kerzlein flackerten auf den weißbeschneiten Zweigen. Den Schneerosenkranz trug sie im Haar, das leuchtete wie dunkles Gold. Das schmale blasse Antlitz aber hielt sie lächelnd über das schlummernde Kindlein auf ihren Knien gebeugt. Dicht vor ihren goldbeschuhten Füßen kniete ein Hirt im zottigen Gewand. Der große Hut umschattete sein bärtiges Gesicht, das er aufwärts gerichtet hielt, der Mutter und dem Kind entgegen. Trotzig und wachsam stand sein Hüterbub daneben.

„Marie Dorothee . . .!" Tante Philine hielt den Atem an. Wie schön war das — schön aber fremd! Das war — das war nicht das Christkindelspiel aus ihren Kindertagen.

Zaghaft schob sich der Engelchor herein. Voran zappelnd und selig das Urselkind. ‚O, Tristkind . . . hat Hirten gesickt . . . !"Verklärt hob sie die Händchen. Und dann kam die blasse, dunkle Dede im Silberkleid. Scheu, mit großen, erschreckten Augen stand sie im Tannenwald, zaghaft hob sie an:

„Kommet, ihr Christen . . . Kommt, Männer und —"

Die Saaltüren sprangen auf. Blitzende Uniformen wurden sichtbar, bereifte Pelze und blanke Waffen. Schon standen die Soldaten mitten im Saal, halb geblendet und bestürzt ob des Anblicks. Schreiend stoben die Mägde empor. Aber, weil alles still blieb schlichen sie beschämt auf ihre Plätze zurück.

Auf den tannenen Thron aber lächelte die heilige Jungfrau in alle

Angst. Und die Engelkinder umstanden sie wie verzaubert; keines hatte sich umgedreht. Nur Dede stockte und kämpfte mit dem Weinen.

Auf ihren Stock gestützt hatte Tante Philine ein paar Schritte gemacht. „Was wünschen Sie, meine Herren? Sie sehen, wir feiern Weihnachten hier: ich meine Kinder und mein Haus!"

„Weihnachten . . . !" Die Männer beugten die frostroten Köpfe zusammen. Eilends drängte sich ein schlanker Offizier durch seine Truppe.

„Madame!" Er neigte sich tief. „Madame, verzeihen Sie die Störung! Man sagt, daß ein Spion hierher geflüchtet sei. Meine Leute werden das Haus durchsuchen — erlauben Sie, daß ich inzwischen hier bleibe!" — „Sie sind mein Gast, Monsieur!" Die alte Dame winkte ihn neben sich, während die Soldaten, von Martin begleitet, hinausspolterten.

„Sprich, Dede, schnell!" War es die sanfte Tante Do, die so herrisch befahl? Dede schluchzte noch einmal auf; dann begann sie tapfer mit ihrer hellen Kinderstimme:

„Kommet, ihr Christen —
Kommt, Männer und Frau'n,
Kommet, das liebliche
Wunder zu schau'n . . . !"

Und dann tanzten die Engel und Hirtenkinder im Schein der Weihnachtskerzen. Sie zogen ihren Reigen immer näher um den Thron. Sie sangen und sagten die alten Reime des Christkindelspiels.

Marie Dorothee lächelte mit immer weißeren Lippen. Wenn die Kinder vor dem Fremden Mann erschraken und alles verrieten? Schon einmal hatten die Zwillinge mit offenen Mündern gezaubert bei seinem Anblick; aber Christel hatte sie weitergepufft im Reigen.

Schwankte der Hirt nicht jetzt? O Gott, hilf! Laß uns durchhalten!

War es nicht viele Stunden schon, daß sie hier saß, und draußen, wenige Schritte von ihr, lauerten Krieg und Tod! War ihre Hand nicht zu schwach, sie abzuhalten?

Mit Entsetzen sah sie ein hellrotes Blutbächlein über die Stirn des Mannes laufen. Blasser und blasser wurde das Antlitz, das er immer noch zu ihr erhoben hielt. Stütze suchend, krampften sich seine Finger am Boden. Wenn er zusammenbrach? Sah der fremde Offizier nicht schon mißtrauisch herüber? Nur das nicht — O Gott — nur das nicht! In unmerklicher Bewegung hob sie den Schleier, so daß seine Falten über den gebeugten Rücken des Mannes floßen.

„In dulci Jubilo, Drum sind wir alle froh . . . !"

Trumphierend schloßen die Zwillinge das Lied. Das Chistkindelspiel war zu Ende.

Hans Christians Augen suchten fragend die ihren. „Was jetzt, Tante Do?"

Lächelnd hob sich die Jungfrau vom Tannethron. Lächelnd trat sie, das Kind im Arm, hinaus in die Reihen der Zuschauer. Eng drängte sich der weiße Kinderchor um sie, und der Ursel-Engel hing schwer in den seidenen Falten. Hinter ihr schloß der Hirtenknabe rauschend die Vorhänge.

„Ihr Kinderlein kommet . . . !" sangen die Kinderengel. Laut und freudig fielen all die Menschen ein. Sie sangen so laut, daß nur Marie Dorothee den schweren Fall in ihrem Rücken hörte.

Sie trat zu den Körben mit den Aepfeln und dem Weihnachtsbrot. Sie schritt von Gast zu Gast und bot jedem ihre Gabe. Sie trat auch zu dem Offizier: „Frohe Weihnachten, Monsieur . . . !"

Er dankte wie im Traum.

Die Soldaten, die das Schloß durchsucht hatten, stampften zurück. „Nichts Kapitän!"

Der erhob sich zögernd: „Ich werde nicht vergessen, Mesdames!" und klirrte hinaus. Draußen fiel der Schnee in dichten Flocken.

Als die Glocken zur Mette riefen, lehnte Marie Dorothee am Fenster. Auf Umwegen hatte Hans Christian das letzte Pferd aus dem Stall geholt. Nun scharrte es ungeduldig im Garten.

Glühend stand der Knabe vor ihr. „Hab' ich es recht gemacht, Tante Do?" — „Ja, Hans Christian, dein Vater würde stolz auf dich!"

Aus dem Stuhl erhob sich Ludwig von Redern, gelabt und frisch verbunden.

„Wie kann ich Ihnen danken, Marie Dorothee?" Er beugte sich über ihre Hände.

„Ist keine Gefahr mehr?" Ihre Stimme zitterte in Angst und Sorge.

„Nein, lachte er, „nun haben sie die Spur verloren, und am Christmorgen bin ich bei den Unseren."

An der Tür blickte er zurück. „Darf ich wiederkommen, Marie Dorothee, wenn — wenn Frieden ist?"

Frieden . . . . O, wann würde es Frieden sein? Der Föhnwind brauste vom Rhein herauf, das Lied von tausend Glocken trug er mit sich.

Als sie emporblickte, war der Mann gegangen.

„Glückliche Weihnachten, Marie Dorothee!" rief er und ritt in die stille Christnacht hinein.

---

## Bitte

**Und wieder sinke ich in Deine Arme.
Mein Heiland, lege Du die Wunderhand,
Auf meiner Schläfen heißen Fieberbrand.
Befreie mich von meinem Seelenharme.**

**Du teilst Dich nicht dem großen Menschenschwarme,
Wirst innerlich dem Sucher erst bekannt.
Wohin du willst, ich folge Dir gebannt,
Damit Dein Blick des Büßers sich erbarme.**

**Laß mich Dein Brot an Deinem Tische teilen
Und reich' dem Durst'gen auch den Becher Wein,
Bevor erlischt des Lämpleins letzter Schein.**

**Doch labst Du mich, dann laß' mich auch verweilen;
Gib Obdach Deinem müden Vagabunden
Und Balsam meinen bloßen, blut'gen Wunden!**

**Dr. Josef Th. O.**




# Der Weihnachstgang

**Eine Geschichte von Erich Brautlacht**

Daß auch das Christkind zwischen arm und reich unterscheidet, hatte der kleine Tönen Henneken, der Sohn des Tagelöhners Tönen Pit aus Walbeck an der hollendischen Grenze, bitter empfunden, als er unter dem Bürgermeister stand. strahlendem Weihnachtsbaum beim

Da hingen Brezeln und Schokolade, Flaschen aus Marzipan und leuchtende Kugeln in Mengen am grünen Baum, und die Krippe war in einem richtigen Stall untergebracht. Hirten spielten auf Flöte und Dudelsack, und die Engel in der Höhe strahlten vor Freude über das seit vielen tausend Jahren erwartete, nun eingetretene Ereignis der begonnenen Erlösung.

Die kleine Sophie, die ihn hergeholt, hatte eine große Puppe bekommen, die die Augen zumachen konnte, und wenn man sie auf den Rücken legte, klagte sie genau so wie der kleine Aloys zu Hause, der auch nie ins Bett wollte, wenn Schlafzeit war.

Der Mund blieb dem kleinen sechsjährigen Tönen Henneken offenstehen, und die Augen gingen voll heimlichen Verlangens über die Berge von Kuchen, Plätzchen und Nüssen, die auf den Tellern gestappelt lagen. Dahinter standen Spekulatiusmänner, die dicken Beine in Holzschuhen vergraben, die Hände auf Mutzpfeifen gelegt, die die Backform schön wiedergegeben hatte.

Ganz beschämt stand der kleine Hen da und steckte einen Finger in den Mund, als Sophie ihm ihre Herrlichkeiten zeigte. Auch ein Kaufmannsladen war darunter, mit Rosinen und Nüssen gefüllt.

Der Junge magte zuerst nichts zu berühren, und als Sophie ihn fragte, ob das Christkind nicht lieb sei und was es ihm denn gebracht habe, wurde er ganz rot, obschon doch das Christkind und nicht er sich schuldig fühlen mußte, wenn es dem reichem Mädchen so viel und ihm, dem armen Jungen, eigentlich recht wenig beschert hatte. Ein Paar Strümpfe hatte er bekommen und einen Schal, einen prächtigen grünen Schal, so daß er um den Hals nicht mehr so zu frieren brauchte, wenn er zur Schule ging, und dann noch — fast hätte er es vergessen — ein Paar nagelneue Holzschuhe. Die waren nicht weiß wie die gewöhnlichen Holzschuhe, sondern ganz leuchtend schwarz.

Er strich seine Geschenke recht ordentlich heraus, aber Sophie sah doch, daß er rot dabei wurde, und sie wunderte sich darüber.

Die Frau Bürgermeisterin gab ihm eine dicke Apfelsine in die Hand. Dann spielte Henneken mit der kleinen Sophie. Dabei vergaß er bald seinen Kummer. Seine Augen leuchteten, die Backen glühten, weil er mit der Wage wiegen und Rosinen und Aepfel verkaufen durfte. Lautlos sprang er auf den Socken herum. Seine abgescheuerten alten Holzschuhe, die ein Loch hatten, standen draußen auf der Diele.

Als Tönen Henneken abends nach Hause ging, steckte die Frau Bürgermeisterin ihm die Taschen voll Aepfel und Nüsse. Munter klapperte er mit seinen Holzschuhen über das Kopfpflaster. Vor dem Kreuz an der Kirche zog er die Mütze und stapfte auf das kleine Kätnerhaus zu.

Der Vater saß mit mürrischem Gesicht auf der Bank in der Küche und rauchte die Pfeife. Die Mutter strickte einen Strumpf. Durch den Tabaksqualm tauchte aus der Ecke der kleine Tannenbaum auf, der nur mit einigen Kerzen geschmückt war. Der kleine Hen mußte husten, als er in die verrauchte Küche trat.

Aloys, sein kleiner Bruder, kroch unter dem Tisch hervor. Henneken teilte die Aepfel und Nüsse mit ihm, die er erhalten hatte. Aloys hatte ein Pferdchen vom Christkind bekommen, das schob er vor sich her. Er war

hocherfreut darüber und krähte vor Vergnügen. Aber der kleine Hen sah, das Pferdchen war anders als das andrer Kinder. Es hatte keinen Bauch, war nur aus einem Brett gesägt. Prüfend zog er seine neuen schwarzglänzenden Holzschuhe an und wieder aus. Dann ging er auf Socken zur Mutter, umarmte sie und preßte den Kopf an sie, und als sie ihn verwundert ansah, fragte er, warum das Christkind den reichen Kindern viel und den armen nur wenig bringe? Hatte doch die Mutter für ihn einen langen Brief an das Christkind schreiben müssen mit seinen Wünschen. Einen Eisenbahnzug hatte er für sich, und für den Aloys einen Wagen mit zwei Pferden bestellt. Was war nun daraus geworden? Und warum? Er konnte es nicht begreifen.

Die Mutter schaute erschreckt zu ihm hinunter. Der Vater zog die Pfeife aus dem Mund und brummte etwas vor sich hin. Die Mutter aber drängte die Tränen zurück, die ihr in die Augen stiegen, streichelte dem Jungen mit ihrer harten Hand über sein strohblondes Haar und meinte: „Das weiß das Christkind ganz allein, mein Junge. Danach dürfen wir nicht fragen. Vielleicht wird es uns im nächsten Jahr recht viel und der Sophie nur wenig bringen."

Aber Henneken hatte schon im vorigen Jahr die ungerechte Verteilung bemerkt. Er gab sich jedoch, so schien es, mit der Auskunft zufrieden.

Er spannte das Pferdchen, das der Aloys bekommen hatte, mit einem Seil vor seinen neuen Holzschuh und rennte damit durch die kleine Küche. Aloys schrie und kroch auf Händen und Füßen hinterdrein. —

Der kleine Lönen Hen vergaß aber nichts. Er behielt alles, worüber er grübeln mußte und was ihm auf der Welt unerklärlich erschien, und hoffte auf eine spätere Lösung.

Als der Frühling ins Land kam und Henneken mit Sophie kleine Löcher in den Leib der Erde buddelte und sie die Murmel hineinrollen ließen, und als ihm später im Herbst der Vater einen Windvogel zimmerte, dachte Hen gar nicht mehr an das Christkind und die ungerechte Verteilung der Gaben.

Als aber vor Nikolaus die fetten Weckermänner mit richtigen weißen Tonpfeifen und Korinthenaugen auf den Holzstständern der Bäckerläden erschienen, da fiel dem kleinen Hen der Kummer aus dem vergangenen Jahr wieder ein. Er erinnerte sich, auch im vorigen Jahr hatte das Christkind ihm nur ein wollenes Wams geschenkt. Darum beschloß er, in diesem Jahr sebst Vorsorge zu treffen. Dann wollte er der Sophie sagen, was das Christkind ihm in diesem Jahr geschenkt: eine große Eisenbahn, die fahren konnte, mit vielen Wagen, und für den Aloys eine große Pferdekarre mit Pferde davor, die einen richtigen runden Bauch hatten.

Nun besaß der kleine Hen eine Spardose. Es war nicht viel darin. Die Oma, wenn die kam, legte ein Kupferstück hinein, und auch wohl mal die Tante Drüt, die einmal im Jahr aus Venlo zu Besuch erschien.

Aber der Vater hatte gesagt, Henneke solle sparen, bis er ein Fahrrad kaufen könne. Darum glaubte er, einen nicht unerheblichen Besitz in seiner Spardose zu haben.

In der Woche vor Weihnachten nahm Henneken die Dose aus dem Schrank und leerte ihren Inhalt in seine Tasche. Er kannte nicht viel von Geldeswert, denn es gab in der Kate selten größere Münzen zu sehen.

Die schwarzen Holzschuhe, die das Christkind ihm beschert hatte, waren schon ziemlich grau geworden, aber der grüne Schal um den Hals hielt warm, und die gestrickte Mütze, die Hen vor zwei Jahren bekommen hatte, schützte die Ohren.

Es war nach dem Mittagessen, als Henneken loszog. Hoher Schnee lag auf den Straßen. Die Dächer hatten ihn wie eine Kapuze über sich gezogen und schauten mit glänzenden Fenstern daraus hervor in die Kälte.

Spatzen und Haubenlerchen kämpften um die wenigen Roßäpfel, um etwas Warmes im Magen zu haben.

Henneken hatte eine dünne Suppe





und einige Kartoffeln im Leib. Er fühlte sich warm und stark und hoffte, leicht bis Krefeld zu kommen. Dort wollte er einkaufen. Es war die nächste größere Stadt, von der er gehört hatte.

Bis Straelen hatte der Vater ihn schon manchmal auf der Pferdekarre mitgenommen. Den Weg kannte er genau. Dann mußte er geradewegs auf Krefeld zugehen.

Am Abend hoffte der kleine Mann zurück zu sein. An der Kirche von Walbeck zog er vor dem Kruzifix seine Mütze. Dann schob er sie tief auf den Kopf bis über die Ohren, band den grünen Schal noch einmal fest und stapfte an den letzten Häusern des Dorfes vorbei, tapfer gegen den scharfen Ostwind. Der blies den kleinen Kerl zunächst ein wenig von der Seite an, weil er meinte, er werde gleich umkehren.

Tönen Henneken aber umklammerte mit der einen Hand das Geld, das er aus der Sparbüchse genommen hatte, und kümmerte sich nicht um den Wind, der, zunächst noch ziemlich freundlich und ohne böse Nebenabsicht, die kleine runde Knopfnase anblies, bis sie ganz rot geworden war.

Mantel und Handschuhe besaß Henneken nicht. Auf der Landstraße lag hartgefrorener Schnee. Manchmal war er glatt, weil es am Vormittag ein wenig getaut hatte. Das störte Hen wenig. Er nahm einen Anlauf und schlidderte eine Weile, und zwischendurch machte es ihm Spaß, ein Stück durch das Gras des Wegrandes zu laufen, dessen Eiskruste unter seinen Füßen knirschte. Oder er ging durch die Wagenspur in der Mitte des Weges, setzte Füßen vor Füßen und freute sich bei dem Gedanken, wie er seine Eltern überraschen würde mit dem Pferdewagen für den Aloys und der Eisenbahn für sich selbst. Und für den Vater, fiel ihm ein, wollte er noch eine lange Pfeife kaufen, wie der Bürgermeister eine hatte, und für die Mutter eine Brille. Sie klagte manchmal, die Augen täten ihr so weh. Vielleicht würde das Christkind dann auch ein Einsehen haben und keinen Unterschied mehr zwischen Bürgermeisters Sophie, die ohnedem Spielsachen genug hatte, und armen Leuten, wie er und seine Eltern waren.

Wenn das Christkind nun aber schon in diesem Jahr ohnedies ein Einsehen hatte? Desto besser!

Dem Jungen wurde ganz warm vor freudiger Erwartung. Tränen traten ihm in die Augen. Er knüpfte den Schal ein wenig loser, setzte die Mütze höher auf den Kopf und schritt tapfer fürbaß.

Kleine Eichenbüsche standen manchmal am Weg, aus denen Krähen aufflatterten, wenn der Junge vorbeikam. Mit ruhigem Schwingen flogen sie in Scharen über das verschneite flache Land.

Als der Junge die ersten Häuser von Straelen sah, war er über zwei Stunden wie ein Mann gegangen. Er fühlte ein leises Ziehen in den Kniekehlen. Es bedrückte ihn nicht sehr, meinte er doch, nun müsse er bald am Ziel sein, und die Erwartung beflügelte seinen Schritt.

In Straelen war eine eilige Geschäftigkeit auf den Straßen. Christbäume wurden in die Häuser getragen, und Jungen und Mädchen brachten Kuchenteig zum Bäcker, daß er mitgebacken werde. Oder sie hatten lange Korinthenbrote auf den Armen, an denen sie manchmal knabberten.

In den Bäckerläden standen vom Nikolausfest her noch einige Weckenmänner mit vertrockneten Korinthenaugen.

Tönen Henneken blieb eine Weile davor stehen. Das Geld juckte ihm in der Hand. Er umklammerte es aber fest und zog weiter. Eigentlich hätte er ein Butterbrot von Hause mitnehmen sollen. Daran hatte er wohl gedacht. Aber es ging nicht. Die Mutter hätte Verdacht geschöpft.

So zog er über den breiten Marktplatz. Die Landstraße nach Krefeld hatte er vom Vater erfragt, als er mit ihm in Straelen war. Das weite Land streckte die Straße wie eine lange, spitze Zunge in die kleine Stadt hinein. Am Ausgang der Stadt war noch ein Bäckerladen. Im Fenster standen drei Weckemänner um eine Kuchenschüssel herum, die wie ein Tisch aussah, von dem die drei essen wollten.

Tönen Henneken sah sie voller Verlangen an. Einer von den dreien war kleiner geraten. Er würde wohl weniger kosten. Ein Bein von ihm genügt vielleicht schon, um seinen Hunger zu stillen.

Tönen Henneken war sebst erschreckt, als er plötzlich die Türklinke in der Hand hielt und die Ladenklingel ertönte. Aus der dunklen Nebenkammer kam eine Frau mit einem Kropf am Hals, wie ihn der Junge noch nie in seinem Leben gesehen hatte.

Ein Bein, stöhnte er, ob er wohl ein Bein von dem Weckemann kaufen könne? Die Frau sah ihn verwundert an. Wollte der Junge sie aufziehen? Es kam oft vor, daß die Kinder ihr Schimpfworte wegen ihres Kropfes nachriefen. Sie verschluckte eine mitleidige Regung, die ihr eingab, dem Jungen einen Wecken zu schenken. Ein solle seiner Mutter sagen, der ganze Bein könne sie nicht verkaufen. Er Weckemann koste nur fünf Pfennig, weil er alt sei.

Henneken war zu schüchtern, um nun doch einen ganzen zu erwerben.

So ging er bald wieder hungrig auf der Landstraße. Der Ostwind hatte sich eine Zeitlang Ruhe gegönnt, wie alle tun, die Großes vorhaben. Kaum war der Junge aber einige hundert Meter aus der Stadt heraus, sprang der Wind hinter einem Rübendiemen vor und blies ihm so gewaltig in das Gesicht, daß er fast umgefallen wäre. Unwillkürlich hielt er seine Mütze fest und steckte die Hände in die Aermel. Mühsam kämpfte er weiter gegen den Wind, der von der Seite kam.

Ein Pferdewagen kam hinter ihm her, Henneken wollte den Fuhrmann fragen, ob er mitfahren dürfe. Aber der saß so fest in Mantel und Schal eingewickelt daß er den Jungen nicht beachtete. Henneken wagte nicht zu fragen.

Bald dachte er, muß doch Krefeld kommen. Kalt wurde er jetzt, und mit Schrecken sah er, daß der Himmel sich rot färbte. Nun begannen die Englein für Weihnachten zu backen, pflegte die Mutter zu sagen. Was sie wohl sagen würde, wenn er nicht zu Hause war? Und der Vater, der nun bald von der Arbeit kam?

Er setzte sich auf einen Stein am Weg, einen Augenblick lang auszuruhen, und barg das glühende Gesicht in den Händen. Das Geld hielt er krampfhaft fest. Ihm war, als rüttele der Wind ihn von allen Seiten und wolle ihn von dem Stein herunterwerfen. Die Beine begannen zu

schmerzen, und die Straße war stellenweise furchtbar glatt.

Als der Wind sah, daß er so nicht weiterkam und der kleine Geselle frech durchspazierte, holte er sich die Wolken zu Hilfe, und in kurzer Zeit begann es leise vom Himmel zu rieseln.

Henneken sah Lichter in der Ferne blinken. Das mußte Krefeld sein. Er begann, sich in Trab zu setzen und kam atemlos vor einigen kleinen Häusern an.

Es war Wachtendonk. Henneken kannte den Ort nicht und fragte nicht nach dem Namen. Die Angst trieb ihn vorwärts. Das Geld hielt er in der eiskalten rechten Hand. Manchmal hauchte er auf sie oder steckte sie für kurze Zeit in die Tasche. Die Augen schmerzten. Immer wieder mußte er den Schnee daraus wegwischen. Zuweilen waren sie ganz mit eiskaltem Schnee gefüllt, und auch die Nasenlöcher wehten ihm zu. Die Nase rieb er, sie war so merkwürdig kalt. Schnee flog auch hinter den Schal und bildete am Hals eine Eiskruste. So dicht fielen die Flocken, daß Henneken manchmal nur wenige Meter weit sehen konnte.

Nun mußte er aber doch bald in Krefeld sein! Er war überzeugt, es war ganz nahe, denn wie sollte er sonst heute noch zurückkommen? Darum rannte er im Trab weiter. So fror er wenigstens nicht allzu arg.

Sein Atem ging stoßweise. Ihm war, als habe er Eisenstangen in den Beinen. Tauchten dort nicht Lichter auf?

Liebes Christkind, hilf mir doch! Eine Eisenbahn will ich nicht mehr. Nichts will ich mehr für mich. Aber für den Aloys das Pferdchen mit einem richtgen runden Bauch, für die Mutter die Brille und den Vater die lange Pfeife, wie der Bürgermeister eine hat. Sind das böse Wünsche?

Er mußte husten und setzte sich auf einen Stein. Das waren doch wohl keine Lichter, die dort vor ihm auftauchten. Es funkelte ihm blau und rot vor Augen, als sitze er vor dem Tannenbaum. Dabei wurde ihm mit einem Male klar, er hatte keine Zeit mehr zu verlieren. Rasch stand er auf, torkelte ein wenig zur Seite und ging weiter.

Der Boden wurde uneben. War er überhaupt noch auf der Straße, oder lief er über einen Acker? Manchmal



krachte es unter den Holzschuhen, wenn er auf Eis trat.

Nun wurde der Aloys wohl ins Bett gebracht. Ob die Mutter weinen würde, wenn Hen nicht da war? Der Vater würde sicherlich mit ihr schimpfen. Er gab ihr immer alle Schuld, wenn irgend etwas nicht in Ordnung war. Tränen liefen ihm über das Gesicht. Ein wenig mußte er sich wieder auf einen Stein setzen.

Jetzt erst fiel ihm ein: Er war ja doch ungehorsam gewesen. Das war nun die Strafe.

Lieber Gott, verzeih es mir. Wenn du mir gar nichts zu Weihnachten schenkst, liebes Christkind, will ich nicht böse sein. Das Geld aus der Sparbüchse will ich armen Kindern geben. Nur gib mir die Mutter und den Vater wieder und laß mich bald zu Hause schlafen gehen. Ein Bett hatte er ja auch zu Hause nicht. Er schlief auf der Bank in der Küche. Da kamen Decken drauf, dann schlief es sich recht gut. Der Herd war noch an, und wenn er mit müden Augen manchmal in die Küche blinzelte, schaute die Mutter mit lächelndem Gesicht zu ihm hin. Das beruhigte ihn, und er schlief trotz des Lichtes der ein wenig riechenden Petroleumlampe bald ein. Aber nun war er nicht zu Hause. Sein tränenüberströmtes Gesicht sank auf die Brust. Die kleine Stupsnase war nun ganz blau geworden. Ein Tropfen daran war schon gefroren. Lieber Gott, ist das so schlimm, was ich getan habe, daß ich nun sterben muß?

Der Mond stieg groß und rund auf. Die Sterne begannen um einander zu wandern.

Da riß der Junge den Kopf hoch, wischte den gefrorenen Tropfen von der Nase und schaute erstaunt um sich.

Zorn mit der ganzen Welt erfüllte ihn. Nun wollte er marschieren, bis er zusammenbrach. Vor lauter Zorn fühlte er keine Kälte und Wärme mehr. Er lief mehr als er ging, vergaß alles um sich außer dem Geld, das er in der Hand gepreßt hielt, und die Stadt Krefeld, in der er für sich eine Eisenbahn und für den Aloys einen Pferdewagen kaufen wollte.

Nicht das Christkind sollte die Sa-

chen bringen. Er wollte sie selbst erwerben!

So hatte Tönen Henneken Zeit und Raum vergessen. Er wußte kaum noch, daß er lief. Vom richtigen Weg war er längst abgekommen, doch war ihm einmal, als fasse ihn wer an der Hand und führe ihn. Henneken war das gleichgültig. Er kam auch ohnedem hin.

Und wahrhaftig, schließlich tauchte eine Stadt vor ihm auf. Ein hoher Lichtschein stand am Himmel. Henneken lief mitten darauf zu.

Es war nun ganz klar geworden und schneite auch nicht mehr. Der Junge preßte das Geld in ie Hand.. Bald lief er an Häuserreihen entlang. Wenn die Füße in den Holzschuhen auch schmerzten, was lag nun noch daran? Henneken hatte noch nie eine so große Stadt gesehen und ahnte nicht, daß er erst in Kempen war. Die Menschen, die ihm begegneten, sah er nicht. Es dauerte noch eine ganze Weile, bis er in die richtigen Straßen kam. In seiner Erwartung vergaß er, daran zu denken, wie er zurückkommen sollte.

Dann aber, ohne daß er jemanden gefragt hatte, stand er vor einem großen Spielwarenladen. Im Schaufenster fuhr ein Zug ununterbrochen. Den wollte er für sich erwerben, den und keinen andern.

Als er im Laden stand, verwirrte ihn erst die Fülle des Lichtes. Dann aber kam eine große Schwäche über ihn.

Er brach zusammen. In seinem Traum fuhren Pferde mit der Eisenbahn, und Eisenbahnen wurden von Pferden gezogen.

Als Tönen Henneken wach wurde, lag er in einem feinen Bett mit weißen Kissen, we auch Bürgermeisters Sophie eins hatte. Eine Schwester stand vor ihm.

„Das ist das Ausreißer also," sagte sie.

Henneken schloß die Augen. Langsam flickte er das Bild des gestrigen Tages zusammen. Dann schlug er die Augen auf und ließ sie langam im Zimmer umhergehen. Aber die Eisenbahn und das Pferdchen waren nicht da.

Die Polizei von Walbeck hatte den Schlingel ausfindig gemacht. Am Nachmittag sollte er zu seinen Eltern zurück, erzählte die Schwester. Er habe wohl einmal eine große Stadt sehen wollen? Böse sei sein Ausreißen wohl nicht gemeint gewesen. Vater und Mutter würden sich freuen, wenn er bald wieder bei ihnen sei. Aber versprechen müsse er, so etwas nicht einmal zu tun.

Henneken versprich alles. Wohlig dehnte er sich in den weichen Kissen und schlürfte mit Behagen die warme Milch, die die Schwester ihm brachte. Und ein Ei mit Brot gab es auch dazu.

Als die Schwester weg war, nahm Henneken seine Hose vor, die auf dem Stuhl lag. Wahrhaftig, das Geld war noch darin. Im letzten Augenblick im Laden, erinnerte er sich, hatte er es in die Tasche gesteckt.

Am gleichen Tage kam er nun doch noch nicht zurück. Dazu war er zu schwach. Drei Tage mußte er noch im Krankenhaus bleiben. Einmal schrieb ihm die Mutter. Die Schwester las ihm die Karte vor. Sie freuten sich alle, wenn er wieder da war, der Aloys, die Mutter und der Vater. Henneken sebst freute sich am allermeisten. Er konnte die Zeit kaum erwarten und dachte einmal ernstlich daran, auszureißen und den Weg schon jetzt zu Fuß zurückzulegen. In die Karte drehte Hen sein Geld, und in einem unbewachten Augenblick schlüpfte er aus dem Tor auf die Straße.

Den Spielwarenladen, in dem er zusammengebrochen war, fand er zwar nicht. Man würde ihn dort auch vielleicht wiedererkennen. Aber ein anderes Geschäft entdeckte er. Mutig trat er ein und legte das Geld auf den Tisch.

Ein Eisenbahn wollte er also, die fahren konnte, ein Pferd mit Wagen für den Aloys und schließlich eine Brille für die Mutter und eine lange Pfeife für den Vater, wie sie der Bürgermeister hatte. Das Geld da hatte er sich gespart.

Das Mädchen nahm den Berg Kupfermünzen, musterte den Jungen verwundert und begann das Geld zu zählen. Es waren holländische Stücke darunter, die sie nicht annehmen konnte. Sie kamen von der Tante Drül aus Venlo.

Das Mädchen sah den Jungen traurig an. „Das sind vierundzwanzig Pfennige," sagte sie. „Die Eisenbahn kostet drei Mark, und ein Pferd mit Wagen mindestens fünfzig Pfennig. Brillen und Pfeifen haben wir nicht."

Tönen Henneken verstand nicht. Seine Augen wurden ganz groß. Für das ganze Geld? Kein Pferdchen?

Er stotterte etwas vor sich hin, strich das Geld ein und ging wieder auf die Straße.

Das Mädchen sah ihm mit großen dunklen Augen nach und wünschte, reich zu sein, um dem Kinde helfen zu können.

Hen ging ein Stück des Weges zum Krankenhaus zurück. Sollte er nun geradeswegs nach Hause laufen?

Da kam er an einer Kirche vorbei und trat ein. Das ewige Licht brannte im dämmernden Raum.

Ganz vorn stand ein Opferstock. Da hinein warf Henneken das ganze Geld.

Dann ging er zum Altar, kniete nieder, faltete die Hände und betete. Tränen liefen über sein Gesicht. „Lieber Gott, ich war böse. Nun hast du mich gestraft. Nicht vom Christkind wollte ich die Eisenbahn und das Pferdchen. Nun sollst du das Geld haben, weil ich bald nach Hause kommen darf und du das gemacht hast."

Erleichtert verließ er die Kirche und schlich sich in das Krankenhaus zurück.

Am Tag vor Heiligabend wurde er von der Mutter abgeholt.

War das eine Freude! Auch der Vater schimpfte nicht.

Am Heiligabend aber unter dem Weihnachtsbaum, traute Tönen Henneken seinen Augen nicht. Sie wurden ganz groß vor dankbarer Ueberraschung, und Tränen stigen hinein.

Da stand unter dem Baum eine große Eisenbahn mit vielen Wagen, und ein Pferdchen mit einem richtigen runden Bauch zog eine hohe Karre. Die lange Pfeife für den Vater, wie der Bürgermeister eine hatte, und die Brille für die Mutter waren nicht vergessen.

Henneken schmiegte sich an die Mutter und fand gar keinen Mut, zu den schönen Sachen hinzugehen. So gut war das Christkind, wenn man selbst gut war!

Der Arzt und die Schwester hatten wohl gehört, wovon Henneken phantasierend gesprochen, und die Frau Bürgermeister hatte ein übriges dazugetan, um einen glücklichen Aloys, einen glücklicheren Hen und zwei sehr glückliche Eltern zu bescheren.

# Des Herrn Markus heilige Sorgen



vom Schriftleiter



18. Fortsetzung

Als Herr Markus am nächsten Morgen erwachte, staunte er über sich selbst. All die vielen Sorgen, die ihn seit letzter Zeit so grimmig plagten, waren auf einmal so ganz anders. Im hellen Morgenlicht dieses Augustmontages schienen sie jede Düsterheit verloren zu haben, und es war dem Pfarrer von Fatima, als ob der Kampf mit ihnen die leichteste Geschichte in der Welt wäre.

Herr Markus sprang aus dem Bett. Heute hätte er Eisen biegen können, so wohl und so kampfeslustig fühlte er sich.

Während des Geschäftes des Rasierens überlegte er, was heute zu tun sei. Zu allererst muß die Rosa fort. Sie muß Fatima mit dem Kinde verlassen, damit weder der d'Oliveira noch der Ludwig sich jemals schadenfreudig die Hände reiben werden können. Die sollen das Rosakind nicht bekommen, so wahr die Kirche von Fatima steht!

Herr Markus nahm sich vor, gleich nach der Frühmesse zur Rosa hinüber zu gehen, um mit ihr die Sache zu besprechen.

Dann die Kinder, der Franz, die Jacinta und die Luzia. Auch da muß etwas getan werden, damit der d'Oliveira sich nicht noch einmal an ihnen vergreife. Einmal waren die Kinder bereits in d'Oliveiras Klauen gewesen. Nach allem, was jüngstens in Fatima geschehen war, könnte es möglich sein, daß d'Oliveiras wiederkomme. Diese Sache mit den Kindern, so überlegte Herr Markus, muß eingehend mit den Eltern besprochen werden. Und zwar heute noch. Es wäre wohl besser, wenn man ihnen das Schafehüten abnähme, damit sie keine Minute des Tages allein auf den Feldern zu sein brauchen. Das wäre gefährlich. Man sollte die Kinder überhaupt nicht mehr ohne Begleitung von erwachsenen Personen herumlaufen lassen. Nicht einmal ins Irenental dürfen sie allein gehen.

Das also mußte heute auch noch geregelt werden.

Und dann der Jose. Den mußte Herr Markus sich herholen, um ihm gründlich den Kopf zu waschen. So ein Halunke! Buße, Rosenkranz, scheinheilige Augen und Franziskusgespräche, und beim Anblick der ersten Flasche wieder betrunken! Der sollte heute einmal etwas zu hören bekommen, der Vagabund Jose!

Herr Markus las die Frühmesse. Immer noch wühlte der Kämpfermut in ihm. Ja, mit den Gebeten der heiligen Messe steigerte sich der Eifer des Herrn Pfarrers zur wahren Glut. Kräftig betete er mit den Frühmeßlerweibern die nach der Stillmesse vorgeschriebenen Gebete. Dann begab er sich in die Sakristei. Nachdem er sich die Meßgewänder ausgezogen hatte, ließ er sich breit und wuchtig auf seine Kniebank nieder, um das Dankgebet nach der heiligen Messe zu verrichten.

Gerade betete er das: „Preise den Herrn, du Dunkel und Licht, ihr Blitze und Donner, preist den Herrn", als ihm jemand schüchtern auf die Schulter pochte. Verwundert schaute Herr Markus auf und sah Rosa vor sich stehen.

„Na, was gibt es denn?, fragte er mit hochgezogenen Augenbrauen.

„Herr Pfarrer, der Ludwig ist wieder hier. Gestern Abend schon haben ihn ein paar Leute gesehen. Jetzt ist er hier in der Stadt, mit drei anderen Männern. Was soll ich tun, Herr Pfarrer? Ich habe so eine Angst."

Herr Markus erhob sich energisch, griff das Mädchen bei der Hand und ging mit ihm zur Kirche hinaus.

„Der Ludwig ist also wieder da", sprach er vor der Kirchentür mit bösem Stirnefalten. „Rosa, dieser Geschichte werden wir heute noch ein scharfes Ende legen. Du nimmst dein Kind und gehst fort. Fahre zu irgendeiner deiner Tanten oder zu deiner Großmutter. Wenn du nur über die Grenzen des Distriktes Ourem gehst, so daß dich kein d'Oliveira und kein Ludwig mehr belästigen kann."

Rosa schaute erschrocken auf.

„Fortgehen soll ich?", stotterte sie, „warum denn? Und wohin?"

Herr Markus erhob seine große Hand und begann mit seinem Zeigefinger vor Rosas Augen herumzufuchteln:

„Daß du mir jetzt gehorchst, Mädchen, und daß du mir fortgehst, so schnell du nur kannst."

Aengstlich wich Rosa zurück. Herr Markus ließ seinen dicken Zeigefinger fallen und räusperte sich. Er verstand sich auf die Menschen. Rosa bekam vor des Pfarrers ungestümen Gebärden Furcht, und mit verängstigten Personen erreicht man nicht viel. Drum suchte Herr Markus auch sofort freundlich zu werden. Er strich sich über das Kinn und sprach so sachte, wie er es bei seinem heutigen ungeduldigen Kampfesmut fertigbringen konnte:

„Du brauchst keine Angst zu haben, Kind. Nicht vor mir. Du weißt ja doch, daß ich es gut mit dir meine. Aber schau, Mädel", hier geriet Herr Markus wieder in Eifer, „der Ludwig und der d'Oliveira werden alles versuchen, dir das Kind irgendwie zu nehmen. Das weiß ich seit gestern haargenau. Ich war beim Erzpriester gewesen, beim hochwürdigen Herrn Faustino. Dort habe ich erfahren, was der Ludwig für hinterlistige Pläne in seinem Gaunerschädel trägt. Ich wollte heute noch zu dir kommen, um dich zu warnen. Nimm dein Kind und geh fort von Fatima."

Rosas Lippen begannen zu zittern. Sie sprach kein Wort.

Herr Markus furchte die Stirn, als er das Mädchen ganz blaß werden sah. Prüfend schaute er der Rosa in die Augen.

„Rosa", fragte er nach einer Weile, „bist du immer noch auf den Ludwig versessen? Das mußt du bezwingen, Kind. Der heiratet dich nicht. Sei vernünftig und denke an deinen Buben."

Da weinte Rosa laut auf. Aus der Schürze, in der sie ihr Gesicht vergraben hielt, hörte der immer hilfsloser werdende Pfarrer von Fatima sie schluchzen:

„Ich will alles tun, was Sie sagen, Herr Pfarrer."

Herr Markus war jetzt ganz weich geworden. Er trat auf das Mädchen zu, klopfte ihm auf das Schulterblatt, und meinte begütigend:

„Du bist ein braves Mädchen, Rosa. Die liebe Gottesmutter wird dir schon helfen. Vergiß den Ludwig vorläufig nur. Vielleicht wird er sich doch noch bessern, so daß du ihn doch noch bekommst. Aber jetzt mußt du fort. Komm, ich gehe mit dir. Wir werden die Sache mit Vater und Mutter besprechen."

Am Nachmittage war Rosa fort. Ihr Vater hatte sich ein Wägelchen gemietet und war mit ihr und dem Kinde überland gefahren. Wohin, das wußte außer der Mutter und dem Pfarrer von Fatima niemand.

Herr Markus hatte dem Wägelchen seinen allerkräftigsten Priestersegen nachgesandt. Dann ging er den Manuel Pedro Marto besuchen. Er traf ihn vor seinem kleinen Häuschen. Olympia, des Manuel Pedros Weib, stand in der offenen Haustür.

„Wo sind denn die Kinder, der Franz und die Jacinta?", fragte Herr Markus nach kurzem Gruße.

„Die werden wohl zur Kirche gegangen sein", meinte Olympia. „Kommen Sie in die Stube, Herr Pfarrer", fügte sie dann ehrfürchtig hinzu.

„Sind sie nicht im Irenentale?", wollte Herr Markus wissen.

„Herr Pfarrer", sprach Manuel Pedro, auf den Priester zutretend," ich glaube, Sie werden nichts dagegen einwenden, daß ich den Kindern verboten habe, allein ins Irnental zu gehen. Ich traue keinem Menschen, der hierher nach Fatima kommt. Es kommen viel zu viel fremde Menschen zu uns. Mit jedem Tage wird es schlimmer. Ich habe immer Angst, es könnte mir jemand die Kinder wieder mitnehmen."

„Gut, sehr gut", rief Herr Markus eifrig. „Deswegen bin ich ja gerade gekommen. Laßt die Kinder nicht mehr allein ins Irenental gehen, Manuel Pedro. Und auch nicht auf die Weide. Der d'Oliveira ist gefährlich. Wir müssen uns vor ihm hüten."

„Der Franz und die Jacinta brauchen nicht mehr mit den Schafen auf die Weide", gab Olympia dazwischen. „Wir haben mit Antonio und Maria Rosa darüber gesprochen. Die schicken ihre Luzia auch nicht mehr allein aus dem Hause."

Olympia begann zu weinen.

„Lieber Himmel, Herr Pfarrer, wie wird das noch enden? Die Kinder haben gar keine Ruhe mehr. Jeden Tag sind fremde Leute hier, die mit ihnen sprechen wollen. Und dann der Administrator. Ich kann keine Nacht mehr schlafen, Herr Pfarrer. Immer habe ich Angst, den Kindern könnte etwas geschehen."

„Wir müssen auch etwas auf die liebe Gottesmutter vertrauen", brummte Herr Markus beruhigend. Er konnte das Weinen von Leuten, die in Not sind, einmal nicht vertragen. Es machte ihn immer so weich, daß er fürchtete, mitweinen zu müssen.

„Wenn nur alles ein gutes Ende nimmt", meinte Manuel Pedro versorgt dazwischen. Herr Markus wandte sich ruckartig von der weinenden Mutter des Franz und der Jacinta ab. Gut, daß Manuel Pedro dazwischen gesprochen hatte. Jetzt hatte er etwas zu reden, das ihn von seiner Gerührtheit abbrachte. Er sprach darum auch ganz blind drauf los:

„Das Ende wird gut werden. Es muß gut werden, Manuel Pedro. Wenn die heilige Jungfrau etwas in ihre Hände nimmt, dann fällt es auch immer gut aus. Wir werden die Kinder zu beschützen suchen, alle übrige Sorge wollen wir der reinen Jungfrau vom Irenental überlassen. Wenn die am 13. September und am 13. Oktober wiederkommen will, dann wird sie auch zusehen, daß die Kinder da sind."

„Heilige Maria!", seufzte Olympia fromm auf. Manuel Pedro sprach:

„So ist es, Herr Pfarrer, und so glaube ich es.

Wir werden die Kinder unter unserer Aufsicht behalten. Allein werden sie nicht mehr die Stadt velassen."

„Laßt sie aber doch ins Irnental gehen, Manuel Pedro", riet Herr Markus noch. „Geht mit ihnen oder laßt andere erwachsene Leute mit ihnen gehen. Hin ins Irenental sollten sie aber doch."

„Sie sind bis jetzt jeden Tag dort draußen gewesen", entgegnete Olympia darauf. „Ich gehe meistens mit ihnen nach dem Abendessen dorthin. Wir beten den Rosenkranz, und dann gehen wir wieder heim. Die Luzia kommt mit uns."

„Geht denn die Maria Rosa auch mit?", wollte Herr Markus wissen.

„Ich weiß nicht, was mit Luzias Mutter los ist", sprach Olympia da. „Ich kann wirklich nicht sagen, ob sie an die Erscheinungen glaubt oder nicht. Es ist so schwer, etwas aus ihr herauszubekommen. Sie stellt sich immer so, als ob sie gar böse wegen dieser Erscheinungen wäre. Mit Luzia spricht sie nie darüber. Und wenn ich mit ihr über das Irenental rede, fängt sie fast an zu schimpfen. Ihr paßt die Sache nicht. Ich glaube aber, daß sie ganz tief im Herzen doch an die Erscheinung denkt. Sie geht niemals ins Irnental, läßt die Luzia aber jeden Tag dort hingehen. Sie ist halt anders als ich. Ganz anders."

„Da habt Ihr schon recht", meinte Herr Markus. „Die Maria Rosa ist ganz anders als Ihr. Sie ist eine stramme Wirtschafterin, die alles klar und in Ordnung haben will. Sie ist aber doch fromm. Im Juli ist sie ja doch draußen im Irenental gewesen. Man hat mir sogar erzählt, daß sie den kleinen Altar am Eichbäumchen mitgeschmückt habe. Die glaubt an die Erscheinungen, Olympia, davon bin ich überzeugt."

Der Pfarrer schwätzte noch ein Weilchen mit Manuel Pedo und Olympia, dann machte er sich auf den Weg. Er wollte noch Luzias Eltern besuchen.

Antonia Santos war nicht zu Hause. Frau Maria Rosa Santos was jedoch daheim. Eifrig wischte sie mit der Schürze über einen Stuhl:

„Setzen Sie sich, Herr Pfarrer, setzen Sie sich", sprach sie mit ihrer energischen Stimme. „Wollen Sie Luzia sprechen?"

„Wo ist sie denn?" fragte der Pfarrer.

„Draußen im Hof. Soll ich sie rufen?"

„Das wird wohl nicht notwendig sein", meinte Herr Markus. „Ich wollte nur einmal für ein paar Minuten mit Euch ins Haus schauen. Bin gerade beim Manuel Pedro gewesen. Dort hat man mir gesagt, daß die Kinder keine Schafe mehr zu hüten brauchen. Das ist gut so, Maria Rosa. Sehr gut. Laßt die Luzia nicht mehr allein in die Felder. Ihr wißt ja, was der d'Oliveira vor kurzem mit den Kindern angestellt hat. Am Sonntag war er mit seinen Leuten hier, und unsere Leute haben ihn mit den Eseln vertrieben. Das wird ihn wirklich wütend gemacht haben. Wir müssen uns vor ihm hüten, Maria Rosa. Er könnte es mit den Kindern noch einmal versuchen. Darum ist es sehr gut, daß Ihr die Luzia nicht mehr allein ins Feld läßt."

„Ich werde mir mein Kind schon zu verteidigen wissen", sprach Maria Rosa mit blitzenden Augen. „Die Luzia geht mir nicht mehr allein auf die Straße. Der d'Oliveira soll es nur wagen, mein Kind anzurühren. Es ist ein Jammer, Herr Pfarrer, wie man jetzt leben muß. Immer in Angst und Bangen. Und vielleicht ist das alles ganz unnotwendig."

„Was meint Ihr denn damit?", zog Markus die Augenbrauen hoch.

„Sie wissen schon, was ich meine, Herr Pfarrer. Vielleicht ist alles nur Einbildung. Es will mir einfach nicht in den Kopf, daß die heilige Maria meinem Kinde erscheinen sollte. Warum zeigt sich die heilige Maria nicht allen Leuten, die immer am Dreizehnten im Irenentale sind? Warum sieht kein anderer Mensch die Erscheinung?"

Herr Markus erhob sich. Stumm schaute er der Frau in die Augen. Dann schritt er der Stubentür zu, öffnete sie, und trat hindurch. Nach einer Weile kam er zurück. In seiner Hand trug er einen kleinen Eichenzweig.

„Riecht einmal, Maria Rosa. Wie riecht das?"

Maria Rosa schaute auf den Boden. Dann meinte sie:

„Das ist ja schon wahr, Herr Pfarrer. Das Eichenzweiglein ist nicht natürlich. „Aber", sie hob jetzt wieder den Kopf., „es ist halt alles so unglaublich. Es kann einfach nicht möglich sein."

„Genau wie dieses Zweiglein nicht möglich sein kann und doch wahr ist, Maria Rosa. Warten wir nur ab. Vielleicht gibt uns die heilige Jungfrau des Irenentales noch andere Zeichen."

„Was machen wir aber mit den vielen Leuten, Herr Pfarrer? Es vergeht kein Tag mehr, an dem sie nicht zu zehn und zwanzig kommen, um die Luzia auszufragen oder um ihr zu sagen, bei der heiligen Jungfrau für sie zu beten. Es wird einem schon wirklich zur Last. Je näher der dreizehnte September kommt, um so mehr kommen uns diese wildfremden Menschen ins Haus gelaufen. Was macht das nur für einen Eindruck auf die Luzia? Diese Menschen werden mir das Kind noch verderben. Bald wird sich die Luzia einbilden, daß alle Leute nur wegen ihr hierher kämen, und nicht wegen der Gottesmutter. So etwas ist nicht gut. Wenn ich nur wüßte, was ich da tun soll."

„Tut einfach garnichts, Maria Rosa. Laßt die Leute kommen. Wenn Ihr meint, daß Luzia Ruhe braucht, sagt es den Leuten und ruft Luzia nicht. Es ist schon wahr, so ein Menschenauflauf könnte das Kind verderben. Ich glaube jedoch, daß das alles so von der heiligen Maria eingerichtet ist. Die Gottesmutter muß da etwas im Plane haben, das wir einfachen Sünder nicht verstehen. Wenn die vielen Leute, die da hierher kommen, mit in diesen Plan gehören, dann wird die heilige Jungfrau auch zusehen, daß den Kindern besonders nichts an der Seele geschieht."

Maria Rosa dachte nach.

„Das kann schon sein Heerr Pfarrer", überlegte sie darauf laut.

„Ich wede der Luzia keine Hindernisse in den Weg legen", fügte sie wieder in ihren energischen Ton fallend hinzu. „Aber ich werde mir mein Kind auch vor allem beschützen, das ihm schaden könnte."

„Ihr seid ein tapferes Weibsbild, Maria Rosa", lobte Herr Markus. „Lassen wir den Himmel nur walten. E wird es uns schon eines Tages lohnen."

Er grüßte noch freundlich und ging davon.

Den Jose bekam Herr Markus an jenem Tage nicht zu sehen. Auch nicht am nächsten Tage. Der Landstreicher schien vollständig verschwunden zu sein. Auch die Leute, die Herr Markus befragte, wußten nichts zu berichten. Jose war einfach nicht da. Ludwig schien auch erfahren zu haben, daß die Rosa fort sei. Wenigstens zeigte er sich nicht mehr in Fatima.

Es war ein und eine halbe Woche später. Der September war inzwischen über Land und Feld gekommen. Mit hellem Sonnenschein war er eingezogen, und er behielt sein freundliches Lächeln die ganze Woche lang. Herr Markus saß in seinem Korbstuhl, der ganz im Schatten seiner Gartenbäume stand. Er freute sich des milden Spätsommerwetters, noch mehr jedoch freute er sich über den Brief, den ihm Rosa geschrieben hatte und den er gerade las. Er war mit der heutigen Post gekommen.

Rosa war also gut geborgen. Sie wohnte ziemlich weit draußen im Lande bei der Schwester ihrer Mutter. Bis jetzt wußte immer noch kein Mensch von ihrem Aufenthalte.

Froh lächelnd legte Herr Markus den Brief beiseite und griff nach der Zeitung. Bevor er sie aber aufschlug, lehnte er sich noch einmal behaglich in seinen Korbsessel zurück. Ihm war ja so wohl zumute. Es schien in Fatima alles schön still geworden zu sein. Zwar kamen immer mehr Menschen die Kinder besuchen. Manchmal waren es fünfzig und mehr am Tage. Diese Leute waren aber alle von der heiligen Gottesmutter angezogen. Nichts Falsches konnte man je an einem der Besucher bemerken. Es war zwar nicht leicht für die Elten Luzias und für Manuel Pedro und Olympia, stets das Haus von Fremden gefüllt zu haben. Herr Markuas hatte ihnen aber gesagt, dieses mit christlichem Opfergeist bis zum 13. Oktober zu tragen. Die heilige Jungfrau vom Irenental habe doch von Buße und von Opfern für die Sünden gesprochen. Dieses Wort gälte wohl für alle Menschen, nicht nur für den Franz, für die Jacinta und die Luzia.

Gute Leute,e dieser Manuel Pedro und Olympia. Der Antonio Marto war wohl etwas ungeduldiger, und sein Weib, die Maria Rosa, etwas zweifelnder in Dingen, die man nicht mit beiden Händen anpacken kann, sie sind aber doch sehr gut mit ihrer Luzia. Jeden Tag haben sie sie bis jetzt mit der Olympia oder mit dem Manuel Pedro ins Irenental gehen lassen. Keinen der vielen Besuchern aus Stadt und Land haben sie bis jetzt unfreundlich oder gar abweisend empfangen. Sie sind halt anders als des Franzens und der Jacinta Eltern, gut sind sie aber doch. Und auch sehr christlich.

Des Herrn Markus Gedanken kamen auf das Irenental. Es wollte heute nach dem Abendessen dort wieder einmal hinaus. Man hatte ihm erzählt, daß das Irenental jetzt wohl nur noch während der Nacht ohne Menschen sei. Immer gäbe es dort Gruppen von Betern, Fatimaleute und Fremde. Die Frauen brachten Blumen, und die Männer seien stets daran, den Platz um das Eichenbäumchen sauber zu halten.

Herr Markus öffnete die Zeitung. Gleich auf der ersten Seite standen die Kriegsnachrichten. Immer noch brannte es wild vom Norden Europas bis nach Italien hinein. Vom Frieden war noch garnichts zu merken. Neue Städte und Dörfer waren zerstört, und wieder einmal so und so viele Menschen heitmatlos gemacht. Wie wird das nur enden? Warum nur all' dieser Menschenhaß?

Herr Markus schüttelte mißbilligend den Kopf. Dann schlug er das Zeitungsblatt um. Er wollte die zweite Seite lesen.

Auch dort fand er Kriegsnachrichten und Haß und Lüge und Not und Qual.

Plötzlich riß er beide Augen weit auf. Er lehnte sich vorwärts und spannte das Zeitungsblatt mit beiden Händen auseinander. Wild begann ihm das Herz zu pochen und seine Blicke sprühten Blitze, als er las:

„Großer Priesterskadal! Der Pfarrer Manuel Sascao versuchten Betruges beschuldigt." Und dann folgte die Geschichte von Ludwig und Rosa. Herr Manuel habe versucht, der Rosa unter falschen und erlogenen Vorgebungen das Kind, das sie unehelicher Weise mit Ludwig Futtini habe, fortzunehmen. Ludwig Futtini sei ganz dagegen gewesen. Der Pfarrer Manuel Sascao habe Ludwig Futtini jedoch derartig bearbeitet, daß Ludwig Futtini, verwirrt durch des Priesters Gerede, fast seine Einwilligung zu desem frechen Streich gegeben hätte. Der Plan des Pfarrers Sascao sei wirklich gemein zu nennen. Er sei darauf berechnet gewesen, Ludwig Futtini für die Pfarrermärchen von den Fatimaerscheinungen zu gewinnen. Um das zu erreichen, habe der Pfarrer Sascao dem Ludwig Futtini eingeredet, er brauche das Mädchen nicht zu heiraten. Ludwig Futtini, der, wie alle Oeffentlichkeit weiß, die Sache mit dem Mädchen tief bedauert und alles wieder gut zu machen bereit war, habe sich vom Priester Sascao eine ganz erlogene Schlechtigkeit der unehelichen Mutter seines Kindes einreden lassen. Der Onkel des Futtini, ein bekannter Kaufherr ohne Weib und Kind, habe gedroht, daß er den Futtini enterben werde, falls er das Mädchen nicht heirate. Pfarrer Sascao habe darauf dem Ludwig Futtini geraten, das Mädchen so schlecht zu machen, daß selbst der reiche Onkel vor einer Heirat abschrecke. Da der reiche Onkel aber Beweise fordere, habe der Pfarrer Manuel Sascao die Regierung gedrängt, dem Mädchen das Kind „zwecks gesicherter Erziehung" mit Gewalt zu nehmen. Der Administrator von Ourem habe den Lug der Sache jedoch sehr wohl durchschaut. Es sei in Ourem wohl bekannt, daß der Pfarrer Sascao das Kind nicht einmal bei der Mutter des Ludwig Futtini haben wolle, um, wie er sich vor dem Ludwig Futtini ausgedrückt hat, „meinem besten Freunde die Sache ganz leicht zu machen". Ludwig Futtini solle alles Geld von seinem Onkel erhalten und keine Sorge des Kindes wegen haben. Die Nonnen werden es schon aufbringen. Dafür solle Ludwig Futtini den Priestern aber Treue bis zum Ende versprechen.

Herr Markus spang auf. So eine schreckliche, verleumderische Gemeinheit! So ein Lug! Da saß er nun, der hochwürdige Herr Manuel. Alle Leute werden von ihm reden, und sein Priesterberuf wird lange besudelt bleiben.

Aufgeregt begann Herr Markus im Garten auf und ab zu wandeln. Er hielt die Zeitung immer noch in der Hand. Was ihm für Gedanken den Kopf durchwirbelten, dessen dessen war er sich garnicht bewußt. Er fühlte nur den mächtigen Zorn, der in ihm brannte.

Bei der Gartenhecke blieb er stehen. Er hob sich die Zeitung vor das Gesicht, um den Lügenartikel noch einmal zu lesen. Da fiel sein Auge auf eine kleine Notiz: „Landstreicher eingesperrt." Darin wurde kurz gemeldet, daß deer Landstreicher Jose wegen Trunkenheit und gefährlichen Benehmens zu zwei Wochen Gefängnis verurteilt worden sei. Er habe dem Administrator von Ourem zwei, und dem Schriftleiter der Ouremer Nachrichten vier Fensterscheiben mit Steinen eingeschlagen.

Herr Markus biß die Zähne aufeinander. Da war er also, der Jose, im Gefängnis. Der soll sich nur einmal wieder in Fatima zeigen!

Da begann Herr Markus sich plötzlich das Kinn zu reiben.

Also die Fensterscheiben hat der Jose dem Administrator und dem Schriftleiter, dem Gotteshasser Jose do Vale, eingeschlagen. Hm. Loben darf man ja so etwas nicht. Aber, weiß der Himmel, heute drängte es den Pfarrer von Fatima fast, dasselbe zu tun. Der Jose. Warum tat er das nur wieder? War er etwa so betrunken gewesen, daß er einfach nicht mehr wußte, was er tue, oder war das seine Art und Weise, das Irenental vor Gotteslästerern zu verteidigen?

Herr Markus vergaß den Vagabunden Jose jedoch bald wieder. Der hochwürdige Herr Manuel lag ihm im Sinn, und die Sorge um den jungen Priester begann ihn grimm zu plagen.

Am nächsten Tage war Herr Markus auf Reisen. Er wollte den Herrn Manuel besuchen. Der junge Priester brauchte gerade jetzt einen guten Freund, und Herr Markus wollte ihm zeigen, daß er wirklich des jungen Priesters bester Freund sei.

Die Reise war weit. Herr Markus mußte zwei Stunden mit der Kutsche fahren, und nachher noch einmal vier Stunden mit der Eisenbahn. Das war für einen älteren Herrn nicht so leicht. Der Pfarrer von Fatima suchte sich die Reise so angenehm als nur möglich zu machen. Außer seinem alten, dicken Brevier hatte er sich noch ein Buch mitgenommen, das er unterwegs lesen wollte. Auch dicke Butterstullen, gut mit Käse und Fleisch belegt, hatte er sich vorsichtshalber mitgeben lassen.

Nun saß er da im Eisenbahnwagen, Buch, Brevier, Regenschirm und die gut umpackten Brotstullen neben sich. So weit wäre ja alles gut. Als der Zug jedoch

losfuhr und Herr Markus sich dachte, daß es jetzt wohl Zeit wäre, die Tertia, und wennmöglich auch die Sexta und die Nona zu beten, gewahrte er mit größtem Unbehagen, daß er seine Brille zu Hause gelassen habe.

Nervös begann Herr Markus in allen Taschen zu suchen, Als er nichts fand, erhob er sich in leisem Hoffen, daß ihm die Augengläser vielleicht aus der Tasche gerutscht seien. Auf der Bank war jedoch nichts zu sehen. Da Herr Markus ganz allein im Eisenbahnabteil war, ließ er sich sogar auf die Knie nieder und schaute unter die Bank. Aber auch da waren seine Augengläser nicht. Er mußte sie also doch zu Hause gelassen haben. Oder sind sie womöglich mit den Brotschnitten eingepackt?

Herr Markus begann das Paket mit den Butterbroten umständlich aufzuschnüren. Du liebe Zeit, was die Wirtschafterin da wieder angestellt hat! Herr Markus knurrte ungeduldig ob der vielen Knoten, die die Schnüre zusammenhielten. Endlich war das Paket doch aufgewickelt. Breit lag es auf der Sitzbank des Portugaser Kleinbahnabteiles. Das braune Außenpapier, das viele Zeitungspapier und dann das feine weiße Papier, in dem die mächtigen Stullen eingewickelt lagen. Herr Markus ließ sich seine Schnitten immer sehr gut einwickeln, wenn er auf Reisen war. Das bewahrt das Brot vor dem Trockenwerden, sagte er. Das Einpacken besorgte zwar immer seine Wirtschafterin, Herr Markus war jedoch stets dabei. Es mußten wenigstens sechs Stück Papier um die Schnitten herum, ganz gleich, ob die Wirtschafterin anderer Meinung war oder nicht.

Das ganze Frühstück und Mittagessen des Herrn Markus war gerade in vollster und breitester Enthüllung, als der Zug anhielt. Die erste Station war erreicht. Herr Markus kümmerte sich nicht ums Stehenbleiben oder Weiterfahren. Er war emsig damit beschäftigt, immer noch auf das Nnmögliche hoffend, zwischen den Brostullen nach seiner Brille zu suchen.

Da öffnete sich die Tür seines Abteiles. Herr Markus hörte ein paar Personen einsteigen. Als er aufschaute, sah er drei Nonnen aus dem Orden der heiligen Dorothea einsteigen. Kurz erwiderte er ihren frommen Gruß, dann erhob er die letzte seiner Brotstullen. Auch sie hatte seine Brille nicht verborgen gehalten.

Mit schwerem Seufzer ließ Herr Markus sich in seinen Sitz zurück. Nach einer Weilee kramte er Brot und Papier mit beiden Händen zusammen und schob alles in die Bankecke. Dann griff er nach seinem Brevier Wenigstens die Tertia wollte er beten, dieses schöne Morgengebet zum Heiligen Geiste. Herr Markus hatte die Sitte, die Tertia alle Tage gleich nach dem Frühstück zu verrichten, um sich den Segen des Heiligen Geistes für des Tages Arbeit und Lasten zu erbeten. Heute ging es nicht. Er konnte nicht einmal richtig frühstücken, denn die Zeit war knapp.

Heute aber brauchte Herr Markus den Heligen Geist ganz besonders, darum wollte er die Tertia auch mit besonderer Andacht beten, für sich und für den Herrn Manuel, auf daß beiden die Gaben der Klugheit und der Weisheit komme. Und nun hatte er seine Brille vergessen!

Herr Markus versuchte es ohne Brille. Er hielt sich das Brevier dicht vor die Augen, und er hielt es in weiterem Abstand, es ging aber nicht.

Da sprach eine der Nonnen:

„Verzeihen Sie, Herr Pfarrer, Sie haben wohl Ihre Brille vergessen? Ich habe eine bei mir. Falls Sie weitsichtig sind, sollte Ihnen meine Brille wohl passen. Alte Leute haben doch fast immer dieselben Augengläser."

Herr Markus schaute auf. Drei Schwestern saßen ihm gegenüber im Abteil. Die eine hatte ein ganz echtes Muttergesicht. Klein war sie und ziemlich hager. Sie hatte jedoch Augen, aus denen die Freundlichkeit selbst zu reden schien. Herr Markus schätzte, daß sie wohl schon seit über vierzig Jahren das Nonnenkleid trug. Neben ihr saß ein ganz junges Schwesterchen, das mit verschüchterten Augen auf den Pfarrer schaute. Am Ende der Bank, gleich neben dem Fenster saß die dritte Schwester. So groß und stark wie diese Schwester mußte wohl die Judith gewesen sein, das mutige Judenmädchen, das dem Holofernes den Kopf abgeschlagen hatte, wie die Bibel berichtet.

(Fortsetzung folgt)

# STUDENT BURSE

Während seiner Regina Zeit hat der Marienbote so manches für die katholischen Missionen tun können. Unter anderem hat er bis jetzt auch schon über $4,000.00 zur Erziehung armer Missionspriesterstudenten sammeln können.

Jetzt ist der Marienbote ins Missionshaus selbst, ins St. Thomas College, Battleford, übersiedelt. Dort, wo die Sorge um neue Missionspriester am allergrößten ist, wo diese Priester erzogen und herangebildet werden, sucht der Marienbote sein Missionswerk nun fortzuführen.

Die „Student Burse“ wird weiter sammeln, bis sie $6,000.00 zusammen hat. Mit diesem Gelde soll eine ewige Freistelle für arme Priesterstudenten in Battleford eröffnet werden.

Wolle uns nun auch dieses Werk in unserem neuen Heim zu Battleford gelingen. Für alle Wohltäter der Student Burse werden wir in Battleford ein feierliches Hochamt abhalten. Das Datum wird im nächsten Marienboten angegeben werden.

**The Marian Press**

Box 249 Battleford, Sask.